Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 10 — Marburg i. H., den 6. März — **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0.25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Passion — Die große Paradoxie — Die Beweggründe zum Gottesglauben in den verschiedenen Volksschichten und die Kirche. Schluß — Bekenntnis und Kindertaufe. Zweites Stück — Die sittliche Forderung des Sozialismus. Eine Antwort auf die Artikel über die Religiös-Sozialen aus der Schweiz — Die Weltanschauung in „Sönke Erichsen" — Literaturbrief. 39. Von alten Malern — Verschiedenes: Quellenbuch zur Geschichte der Inneren Mission (Hennig); Die Frauenfrage im Zeitalter der französischen Revolution (Schapire-Neurath); Zehn Jahre deutsch-evangelischer Frauenbund (Mueller); Weltanschauung und Frauenbewegung (Mueller); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Passion

Nun hebt ein wehes Zeiten an:
Der reine Heilige klagt so sehr,
Daß er den Kelch nicht trinken kann —
Kommt Keiner, ihn zu trinken, her?

Welch Wunder, daß nicht Jeder drängt
Und will der Allererste sein,
Der innig an zu trinken fängt
Den Kelch voll Galle und voll Pein!

Die Zeit des bittern Kelches reift.
Schon schattet Gottes nahe Hand. —
Wer kommt, der nach dem Kelche greift
Und setzt den Mund an seinen Rand?

Kommt Keiner? Jesus zagt und kniet —
Hat Liebe keinen Ueberfluß? — —
Doch Jeder rennt vorm Schmerz und flieht,
Daß Jesus wieder trinken muß!

Gustav Schüler

Die große Paradoxie

Fürwahr, Du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland! Jes. 45, 15.

Auf der Wartburg steht an einer Wand das Wort zu lesen: „Wem nie von Liebe Leid geschah, dem geschah von Lieb auch Liebe nie." Auf mancher dunklen Wand unsres Lebens steht die Erfahrung, daß wir noch nicht wußten, was Gottesglaube ist, bis er uns wehgetan hatte. Frömmigkeit hat ihre besonderen Schmerzen.

Das schöne Psalmwort, das dem Sonntag Oculi den Namen gegeben hat, sagt wohl: „Meine Augen sehen stets zum Herrn!" (Ps. 25, 15.) Aber oft kann man nach Ihm ausschauen, und es ist nicht das Geringste von ihm zu merken. Nicht einmal eine Spur von ihm. Die Sehnsucht sieht sich fast die Augen aus und kann oft weder mikroskopisch, noch makroskopisch einen Sinn entdecken in dem, was rings umher geschieht. Und es soll doch kein Sperling vom Dach fallen, ohne Seinen Willen.

Wie viel leichter haben es die, denen das Wort Zufall die schwersten Fragen zudeckt! Sie sehen das Sinnlose auch; aber wenn man von vornherein im Weltgrund keinen Sinn sucht, so wundert man sich nicht über sinnloses Geschehen und reibt sich nicht an schweren Fragen wund. Denen aber, die Gott suchen, bringt jede Tageszeitung Schmerzen. Denn auf jeder Spalte fast steht es zwischen den Zeilen: „Wo ist nun dein Gott?" Und wie oft gibt es darauf nur die eine stumme Antwort, die kein Mensch hört: „Fürwahr, Du bist ein verborgener Gott!"

Wenn schon die Sinnlosigkeit der Nöte draußen so viel innere Not schafft, wie muß es erst sein, wenn die Blitze sinnlos zerstörend uns ins eigene Haus schlagen, um alles in qualvoller Nacht zurückzulassen? Wohl dem Menschen, der dann überhaupt das Du noch findet: „Fürwahr, Du bist ein verborgener Gott!" Alle letzte Hoffnung auf einen Schimmer von Licht und Sinn flüchtet sich in dieses Du. So lange noch von diesem Planeten ein ernstgemeintes Du aufsteigt, ist das letzte Wort nicht gesprochen. Und das letzte Wort ist es ja, das dem ganzen Satz erst den Sinn gibt.

Gott das letzte Wort lassen. Das heißt glauben. Dazu gehört eine zähe Entschlossenheit, Kühnheit und Verwegenheit. Denn in der ersten Verwirrung meinen wir immer, wir müßten den Dingen und Schrecken das letzte Wort lassen. Wer sich wappnen will gegen Verzweiflung — wie schnell kann sie die Hand nach uns ausstrecken! — der tätowiere seine Seele mit dem Gedanken, daß auch das Allerschlimmste immer nur höchstens das Vorletzte ist, weil Gott das letzte Wort hat. Ein Gott, der nicht das letzte Wort hat, ist kein Gott.

* * *

Aber wenn er nun ein schrecklicher Gott ist und sein letztes Wort Schrecken bedeutet?

Darauf sagen wir: ein Gott, der sich von einem Menschenkinde an Güte überbieten ließe, ist kein Gott. Wir kennen in der Welt nichts Höheres oder Tieferes als Güte. Was dahinter zurückbleibt, — mag es sein, was es will, aber es ist nicht Gott. Davon können wir nichts mehr ablassen, seit uns das Licht des Neuen Testaments getroffen hat. Und wenn dieser kleine Planet in Splitter ginge und das ganze Sonnensystem dazu, — das könnte auch nicht für einen Augenblick die Geltung des Satzes erschüttern: daß Güte die höchste geistige Wirklichkeit ist — und jeder Gott muß im Reiche der Geister in Bedeutungslosigkeit versinken, dessen Harfe nicht auf diesen Ton gestimmt ist.

* * *

Wir wissen wohl, daß wir wieder ins Tal hinunter müssen und daß wir noch manches Mal seufzen werden: „Fürwahr, Du bist ein verborgener Gott!" Aber es ist nicht das letzte Wort und soll nicht das letzte sein. Auch beim Propheten war es das letzte nicht. Ein verborgener Gott — freilich wohl. Aber er fährt fort: „du Gott Israels: der Heiland!"

Das ist der Weg vom Alten Testament ins Neue. Er ist sehr steil, aber nicht unersteigbar. Aus Furcht und Grauen heraus, weil Gott verborgen ist, geht es hinauf zu der überströmenden Freude der Erkenntnis: „Fürwahr, Du bist verborgene Güte!" Auch in der Verborgenheit — alles wirklich Herrliche ist verborgen — bleibt er, was er ist: der un-

begreifliche Vater, der unter unbegreiflichen Schmerzen unbegreifliche Erlösung schafft.

Wem nie von Gottes Liebe Leid geschah, dem geschah von Gottes Lieb' auch Liebe nie. P J

Die Beweggründe zum Gottesglauben in den verschiedenen Volksschichten und die Kirche

5

Es sind Stimmen Einzelner, die wir hörten. Der Schreiber des letzten Briefes fragt: „Wird die Masse wirklich menschlich erwachen? Wird sie überhaupt erwachen? Wird die physische Demokratie auch die intellektuelle fördern oder wird das Wesen der Einzelegoisten durch den abstrakten Masseneigennutz abgelöst werden? Weiter darüber hinaus wage ich nicht zu denken, weil dort das Gespenst der Bewegung der allgemeinen Lebensformen mich erbleichen läßt. Das Gesetz der Entwicklung wird auch den Sozialismus . . ."

Wir erweitern diese Frage, indem wir auf die vier gegebenen Skizzen zurückblicken. Wird der Gottesglaube nur ein Erbteil der Volksschichten bleiben, die mit ihrem innersten Wesen in der Vergangenheit wurzeln? Und wird er ausgetilgt werden aus dem Seelenleben derer, welche die Träger der Bewegung sind? Bei dem Blick in die Zukunft hören alle Berechnungen auf. Hier tritt der Glaube ein. Wenn der Gottesglaube ein Produkt des Menschengeistes ist, dann wird er vergehen und Neubildungen Platz machen; wenn er im Wesen der Welt derart verankert ist, daß er eine Selbstoffenbarung Gottes ist, dann wird er bleiben und sich immer reiner entwickeln. Ich glaube das Letztere. Der Mensch ist nicht der Schöpfer Gottes, sondern einige Wellen des unerschaffenen Lichtes, welches das Weltall durchgeistigt, sind in die Menschenseele eingedrungen und geben ihr einen ahnungsvollen Blick in die Hintergründe des Daseins.

Bei der Darstellung der verschiedenen Ausprägungen des Gottesglaubens habe ich das brennende Gefühl gehabt, daß jede solche Umriß-Zeichnung etwas Rohes ist; die feineren Züge werden verwischt. Wieviele innere Schwankungen und Schwebungen erlebt der einzelne Mensch von der kindlich naiven Gottesfreude an zum gährenden Gottsuchen und Gottfliehen der heranwachsenden Jugend, zur nüchternen Reife des gefestigten Menschen und dem Skeptizismus oder dem erkämpften Gottesfrieden des Alters! Und ferner ist der Mensch doch nicht nur Mensch im allgemeinen, sondern er scheidet sich in Mann und Weib. Wie verschieden gestaltet sich der Gottesglaube bei den Geschlechtern! Bei den Bauern am wenigsten. Der alte Riehl versichert, daß auf den einfacheren Kulturstufen die Stimmlage des Mannes und der Frau näher beieinander liege, als auf den höheren. Jedenfalls gilt dies von der Stimme, mit der sie Gott loben. Bei allen Verschiedenheiten im Schoße der Familie ist im Ganzen die Arbeit die gleiche und die innere Stellung zum Gottesglauben.

Beim Kleinbürger schon etwas weniger. Der Mann hat seine eigene Arbeit und seinen Stammtisch und seinen Verein; die Frau bleibt daheim bei den Kindern. Oft ist sie die geistig regsamere, gerade auf religiösem Gebiete; was haben kleinbürgerliche Mütter ihren Söhnen in das Leben mitgegeben! Nicht selten aber gehen sie unter in häuslicher Arbeit und Sorge.

In vielen Familien der Bildungsschicht wird das religiöse Thema umgangen. Die Frau steht auf altgläubigem Boden, der Mann ist Freigeist, Skeptiker oder Materialist. Wenn er einen Gott hat, so ist es ein anderer als derjenige der Frau. In glücklichen Ehen nähern sich die Beiden einander an, in anderen verbreitert sich die Kluft, der Gottesglaube ist nicht mehr das einigende Band. Die Kinder fühlen dies, daher die Halbheit ihres religiösen Lebens; oder der Mann ist der Suchende, die Frau aber bleibt auf der Oberfläche, sie braucht Gott weniger, als das Modejournal.

In der Arbeiterschaft wird die Frau entweder in die Klassenbewegung mit hineingezogen, oder sie bleibt kirchlich. Das neue Suchen liegt ihr selbst zumeist fern.

Aber hinter diesen einzelnen Unterschieden liegt doch die Hauptfrage verborgen: Ist die Frau mehr zu dem Gottesglauben veranlagt als der Mann? Nicht durchweg; vielfach ist sie entweder stumpf oder oberflächlich oder ästhetisch verbildet. Aber es liegen doch im weiblichen Wesen Triebkräfte, die sie in höherem Maße zu Gott treiben. Der Mittelpunkt ihres Wesens ist trotz aller neuzeitlichen Entwickelung die Mutterschaft. Sie ist in höherem Grade Naturwesen als der Mann und dadurch Gott näher, weniger doktrinär, weniger Herdenmensch, weniger egoistisch. Allerdings geht ihr Mitgefühl auf den nahen Kreis, weniger auf den großen des Standes, des Volkes, der Menschheit. Das Gemütsbedürfnis tritt stärker hervor; sich anzulehnen ist ihr ein Glück. Das Autoritätsgefühl wird sie aber weniger zu selbständigen Bildungen kommen lassen. Der Mann neigt zu außerkirchlichen Gestaltungen des Gottesglaubens; in der Frau liegt, soweit sie überhaupt gottesgläubig ist, ein Zug zur Kirche.

6

Welches Verhältnis haben Kirche und Christentum zum Gottesglauben? Hiermit stehen wir vor unserer letzten und wichtigsten Frage. Ich bin bisher ungerecht und einseitig gewesen, indem ich bei der Zeichnung der verschiedenen Bilder des Gottesglaubens diejenigen Gottgläubigen bei Seite geschoben habe, die im engeren Sinne christlich sind und nichts anderes sein wollen als dies. Es mußte geschehen, denn sie bilden eine Gemeinde für sich, die über den Unterschied der Stände und Berufsschichten hinausgreift, ein Volk Gottes in der Diaspora, das sich gegenseitig kennt und versteht.

Was suchen sie? In erster Linie Sündenvergebung, geistlichen Trost für das wunde Gewissen, Seelenfrieden, Versöhnung, Kraft im Kampfe gegen das Böse oder den Bösen, Aussicht auf ein Leben in himmlischer Glückseligkeit. Das alles finden sie im Evangelium von Jesus Christus. Was ist ihnen Gott? Der Vater des Herrn Jesus Christus, der seinen Sohn in diese Welt gegeben und damit die Erlösung bewirkt hat. Nicht bei allen, aber bei vielen tritt Gott stark hinter Jesus zurück. Jesus ist ihnen der eigentliche Gott. Nicht alle gehen soweit wie Zinzendorf, der sagt, Jesus sei unser Vater, Gott sei nur eine Art Schwiegervater. Aber eine gewisse Hinneigung zu ähnlichen Gedanken und Stimmungen finden wir in vielen christlich-frommen Kreisen. Sie dringen bis in unsere Gesangbücher hinein, ich erinnere an das Lied: Fang dein Werk mit Jesu an, Jesus hats in Händen. Das Gebet zu Jesus überwiegt die Anrufung Gottes, und selbst unser liebes Tischgebet enthält den Satz: und segne, was du uns bescheret hast.

In diesen Kreisen, sie mögen nun streng kirchlich sein oder mehr Sektenfärbung tragen, finden wir ein starkes Mißtrauen gegen jeden Gottesbegriff und Gottesglauben, der nicht mit Jesus in unmittelbarer Verbindung steht. Das ist ja gar kein „christlicher" Gott.

In dieser Abneigung gegen alle anderen Formen des Gottesglaubens liegt ein ganz richtiges Gefühl. Es ist berechtigt in noch höherem Maße, als sie es selbst wissen. An sich ist der Gottesglaube gar nicht christlich, sondern er ist heidnischer Geburt; oder besser gesagt, um das für die Entwicklung des Gottesglaubens so wichtige Judentum nicht zu verletzen, von vorchristlichem Ursprunge. Diese Tatsache ist ja geschichtlich unzweifelhaft klar, aber im Bewußtsein verwischt sie sich leicht. Die Wirksamkeit Jesu geht nicht darauf hinaus einen Gottesglauben zu schaffen, sondern die Menschen den Weg ins Gottesreich zu führen. Seine Jünger sollen vollkommen sein, wie der Vater im Himmel vollkommen ist; sie sollen vergeben, wie er vergibt; sie sollen seinen Willen tun, wie er sich dem Willen des Vaters unterwirft. Sie beten und arbeiten, damit sein Name geheiligt werde, sein Reich komme, sein Wille geschehe. Daß ein solcher Gott da ist, auf den sich dieses Alles bezieht, ist nicht eine neue Lehre, sondern es ist selbstverständliche Voraussetzung. Er lebt schon in den Gedanken und Herzen der Menschen, nur daß Jesus diejenigen Seiten im Wesen Gottes stark hervorhebt, die dem Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn entsprechen, und daß er darum die Anrede „Vater unser" zum Merkmal des Christentums gemacht hat. Im übrigen ist der Gott Jesu und

seiner Jünger aus dem Judentum herausgewachsen. Ob Paulus, der unter anderen Lebensverhältnissen aufgewachsen ist, denselben Gottesbegriff gehabt hat, müssen die Fachgelehrten entscheiden. Mir scheint es, daß wesentliche Unterschiede in der Begründung und Gestaltung des Gottesglaubens vorhanden sind. Was diese verschiedenen Gottgläubigen einigt und zu Christen macht, ist nicht die Gleichheit des Gottesbegriffes, sondern die Erlösungslehre: sie ist das charakteristische Merkmal der christlichen Religion. Das Evangelium kam zu den Griechen und Römern, zu den Germanen und Slaven, überall leuchtete es als die frohe Botschaft von der Erlösung, überall traf es auf einen fertigen oder auch unfertigen Gottesglauben. Es hat ihn nicht entwurzelt, sondern sich mit ihm verbunden und ihn, soweit es notwendig war, gereinigt und geläutert. Aber gewisse Bestandteile aus seiner Jugend behält der Gottesglaube allenthalben bei. So kommt es, daß die Gottesvorstellung des christlichen Inders anders ist, als die des christlichen Deutschen, die des Russen eine andere, als die des Italieners. Wohl ist auch die Gotteslehre in das kirchliche Dogma hineinbezogen worden, doch hinter und unter diesem Dogma lebte das volksmäßige Gottesempfinden weiter, es konnte nicht unterdrückt werden, denn es quoll aus dem eigensten Wesen eines jeden Volkes heraus. So ist im Christentum die Erlösungslehre das Internationale, die Gottesidee mehr national gefärbt.

7

Es wäre eine lehrreiche Aufgabe, einerseits die verschiedenen Stufen der Aufsaugung des ursprünglichen Gottesglaubens in das Christentum zu verfolgen, und anderseits den Widerstand, welchen die einzelnen Völker oder Volkskirchen dieser Aufsaugung entgegenstellten. Nicht mit jedem Gottesglauben kann sich die christliche Erlösungslehre ohne weiteres verbinden. Es steht ja beim Christentum nicht so wie bei der Erlösungslehre des Buddhismus, welcher wenigstens in seiner reinsten Form den Gottesglauben völlig bei Seite läßt. So viel ich sehe, stellt die Erlösungslehre drei Anforderuugen an den Gottesglauben: erstlich die Einheit Gottes, also die grundsätzliche Ueberwindung der Vielgötterei, ferner die sittliche Vollkommenheit Gottes, und endlich die Anerkennung des Satzes: Gott ist die Liebe. Im Uebrigen hat in der Kirche, so eng und streng man auf die Erlösungslehre gehalten hat, im Punkte des Gottesglaubens jederzeit eine große Freiheit und Verschiedenheit geherrscht. Sie ist verhältnismäßig selten zur Sprache gekommen, aber die Tatsache ist nicht zu bezweifeln. Wir brauchen gar nicht in das Lager der zur christlichen Kirche gehörigen Philosophen einzutreten, bei denen die verschiedensten Gotteslehren durcheinander wirbeln, sondern wir bleiben im engeren Kreise derer stehen, welche der christlichen Gemeinde den Ausdruck ihrer innersten Seelenerlebnisse und die Hilfsmittel der Erbauung gegeben haben. Schlagen wir das Liederverzeichnis in irgendwelchem Gesangbuche auf. Da stehen nebeneinander: Ambrosius von Mailand und Matthias Claudius, Johann Scheffler und Harleß, Bonaventura und Gellert. In der Erlösungsbotschaft, so verschieden deren lehrhafte Ausprägung auch sein mag, würden sie sich wohl zusammenfinden, wenn man sie zu einer Kirchenversammlung im höheren Stile zusammenberufen könnte, in dem Grundgedanken des Christentums: Durch Christus zu Gott. Ob sie sich aber jemals einigen würden, wie man sich Gott denken soll? Es würde wohl gehen wie beim Turmbau zu Babel, daß einer des Anderen Sprache nicht versteht.

Wir dürfen aber nicht nur an die Gottesvorstellungen denken, welche sich schließlich in dem großen geschichtlichen Verschmelzungsprozeß gebildet haben, sondern vor allem an die Triebkräfte, welche den Gottesglauben von jeher mit einer Art innerer Notwendigkeit in allen Völkern hervorgetrieben haben. Sie müssen außerordentlich stark gewesen sein, sonst ließe sich die Allgemeinheit des Gottesglaubens nicht erklären. Es widerspräche allen Regeln psychologischer Erfahrung, wenn wir annehmen wollten, diese starken ursprünglichen Triebkräfte seien seit dem Eintritt des Christentums in die Welt ausgeschaltet und der Zug zu Gott auf einmal durch andere Motive bewirkt worden. Alle Beobachtungen über Wandlung und Veränderung der Motive reichen nicht aus, um eine derartige gewaltige Verschiebung zu begründen. Im Ganzen wird doch der Satz auch auf den Gottesglauben seine Anwendung finden, daß er durch dieselben Kräfte erhalten wird, die seine erste Entstehung bewirkt haben. Ich vermeide es absichtlich Näheres über die Art und Eigentümlichkeit dieser elementarsten Triebkräfte auszusprechen, da sich hierüber nach dem gegenwärtigen Stand der Erkenntnis kaum eine Uebereinstimmung wird erzielen lassen und es mir vor allem daran liegt, die Tatsache grundsätzlich anerkannt zu sehen. Doch möchte ich bemerken, daß meiner Ansicht nach noch heute die im Jahre 1880 erschienenen Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens von Max Müller außerordentlich wertvolle Fingerzeige zu geben im Stande sind. Es kommt ihm zu gute, daß seine Ergebnisse nicht aus einer allgemeinen Theorie, sondern aus einer wirklichen eindringenden Kenntnis einer bestimmten Religionsgruppe von ihren ursprünglichsten Stufen bis zu ihrer letzten Ausgestaltung herausgewachsen sind.

Der Satz „Unser Gottesglaube ist in seiner ersten Entstehung und Begründung heidnischer oder doch vorchristlicher Geburt“ klingt frivol, aber doch wird er ebenso durch die geschichtliche wie durch die psychologische Betrachtung bewiesen. Darin liegt keine Entwertung des Christentums, sondern gerade durch diese Eigentümlichkeit ist dem Christenglauben die Elastizität gegeben und verbürgt, die es ihm möglich macht eine Weltreligion oder vielmehr die Weltreligion zu werden und zu bleiben. Ein von Anfang an festgelegter Gottesglaube würde das Christentum auf einen bestimmten Zeitraum menschlicher Geistesentwickelung beschränken. Mit dem Ablauf dieser Periode, mit der Erweiterung und Umgestaltung des Gottesbegriffes würde und müßte auch der Christenglaube in den Staub sinken. Wenn uns aber klar wird, daß seine Erlösungslehre, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft mit sehr verschiedenen Formen des Gottesglaubens einen innigen Bund zu schließen im Stande ist, so ist es uns zu Mute, als ob wir in ein Geheimnis des göttlichen Weltplanes hineinschauen dürften. Dabei umleuchtet uns unendlich beruhigend die Gewißheit: Es sind doch nicht verschiedene Götter, die durch die Menschheitsgeschichte gehen, sondern im Hintergrunde lebt der eine gewaltige Gott; freilich die menschliche Erkenntnis kann ihn nur stückhaft begreifen. Wie müßte es sein, wenn wir alle seine Strahlen in uns aufnehmen könnten! Doch die alten Gottschauer sagten: Wer Gott sieht, muß sterben! Auch wir würden dieses Feuer nicht ertragen. Deshalb hebt jedes Menschengeschlecht nur an einer Stelle den Saum seines Gewandes und wird von einem neuen Strahle seines Lichtes getroffen.

8

Welche Folgerungen ergeben sich daraus? Zunächst für die Theologie? Eine Anzahl unserer besten Theologen hat die Kraft ihrer Arbeit daran gesetzt, den Gottesglauben auf das christliche Erlebnis zu begründen. Dadurch gewinnen sie eine geschlossene christliche Weltanschauung. Das logische Bedürfnis wird hierdurch ebenso befriedigt wie das christliche Empfinden. Trotzdem müssen wir den Schluß ziehen: Es ist unrichtig aus geschichtlichen und psychologischen Gründen. Wenn die Welt der Gedanken nicht der Welt der Dinge entspricht, so gibt sie ein falsches Bild, sie ist kein reiner Spiegel der Wirklichkeit mehr und entfernt sich deshalb von Gott. Tut sie dies, so kann die Strafe nicht ausbleiben. Sie besteht darin, daß dann die Theologie herausgeschleudert wird aus dem lebendigen Flusse der menschlichen Geistesentwicklung und auf einer Insel für sich wohnen muß, ohne die Fähigkeit, ihrer inneren Bedeutung gemäß auf das Weltdenken einwirken zu können. Will die Dogmatik eine wirkliche Gotteslehre geben, die dem Werden und Wachsen in der Menschenbrust entspricht, so darf sie die wirklichen Wurzeln des Gottesglaubens in der Welt nicht unbeobachtet lassen, sondern muß den Hörern oder Lesern wirklichkeitsgetreu zeigen, wie der Gottesglaube als ein gewaltiger Baum in der Menschheit erwachsen ist, der mit seinen Wurzeln aus dem Erdreich Gottes seit Urzeiten Kraft gezogen hat, und wie

auf diesen Baum die Erlösungslehre als ein edles Reis aufgepfropft worden ist. Erst seitdem sind die Blüten von reinstem Dufte erblüht und Früchte von wunderbarer Süßigkeit gereift. Sonne und Luft, welche durch die Blätter der neuen Krone eingesogen werden, wirken auf die Ernährung und Art des Stammes zurück. Aber drunten sind im Verborgenen noch die alten Wurzeln. Wollen wir sie absägen, dann verdorrt nicht blos der Stamm, sondern auch die Krone. Den innern Zusammenhang, den ich in diesem Bilde anzudeuten versuche, soll die Dogmatik begrifflich darstellen. Was sie an einheitlicher Systematik verliert, gewinnt sie an Lebenswirklichkeit.

Es ergibt sich weiter die Aufgabe der Theologie, zu jeder Zeit die entsprechende Formel für die Vereinigung von Gottesglauben und Erlösungsidee zu finden. Die christliche Theologie hat auf diesem Gebiete mächtig gearbeitet. Der Gnostizismus stellte die ersten schwebenden Versuche dar. Die Trinitätslehre bot eine für die Gedankenwelt ihrer Entstehungszeit großartige Lösung. Die Kirche hat lange geglaubt darin ein Werk für die Ewigkeit geschaffen zu haben, aber die seitherige Entwicklung hat gezeigt, daß die geistige Geschichte nicht still steht und daß es nicht genügt, die Erlösungslehre mit dem Gottesbegriff einer vergangenen Zeit zu verbinden, sondern daß diese Aufgabe immer von neuem an die Theologen herantritt, mit neuen Mitteln und neuen Formeln. Es wird der Kirche oft vorgeworfen, daß sie sich die Ergebnisse des allgemeinen Geisteslebens wohl angeeignet, aber einige Jahrzehnte oder Jahrhunderte zu spät, wenn das Schiff der denkenden Zeitgenossen schon viele Meilen weiter gefahren ist. Es ist eine Wahrheit in diesem Vorwurf. Die Schwierigkeit der theologischen Aufgabe und die Pietät vor dem, was vielen Menschenherzen Trost und Erhebung gebracht hat, verlangsamt das Weitergehen. Aber gleichviel, ob eine solche Arbeit bald Anerkennung und Liebe findet, sie muß jederzeit von tapferen Pionieren in Angriff genommen werden. Unser unvergeßlicher Professor Paul Drews erzählte mir einst in Gießen in einer vertrauten Dämmerstunde, wie er in Leipzig bei einem von ihm hochverehrten Geistlichen in der Konfirmandenstunde saß und die alte kirchliche Lehre von der Versöhnung empfing. Sie wurde erläutert durch das Beispiel von zwei Brüdern, von denen einer für den andern eintritt, welcher mit seinem Tode eine schwere Tat sühnen soll. „Das leuchtete mir ein", sagte er, „daß Jemand das für einen Anderen tun kann. Aber daß Gott so wäre, daß er dieses verlangt! Es schrie in mir: Gott ist anders." So schreit es heutzutage in vielen ernsten Menschen: Gott ist anders! Und Drews zog daraus den Schluß: Die moderne Theologie muß ihre Arbeit tun, auch wenn sie zunächst stets auf Widerspruch trifft. Was an ihr wirklich wertvoll ist, wird trotz aller Bekämpfungen einige Jahrzehnte oder noch später in das allgemeine Bewußtsein übergehen.

Wenn die theologische Wissenschaft, wofür manche Anzeichen sprechen, unter dem Drucke der Notwendigkeit sich des Gottesglaubens kraftvoll annimmt und die treue Ausdrucksform für seine Verbindung mit der Erlösungslehre finden wird, so erfüllt sie eine Pflicht, die heutzutage brennend wichtig ist im Hinblick darauf, daß davon die gesunde Weiterentwicklung unserer Volksfrömmigkeit abhängt. Gewiß kann es nicht der Beruf der Theologie sein, Gottesglauben zu schaffen, sondern sie soll uns dazu verhelfen uns der vorhandenen Lebenskräfte bewußt zu werden. Dieses Bewußtwerden ist nicht die Grundlage der Lebenserscheinungen, sondern es liegt mehr im Abschlusse als in den Anfängen der geheimnisvollen seelischen Vorgänge. Aber wenn eine vielgestaltige Jahrtausende alte Kultur den Einzelmenschen in eine verwirrende Fülle einander widerstrebender Gedanken- und Gefühlsreihen hineinwirft, wenn unbewußte und halbbewußte Wünsche und Willensregungen laut oder leise dazwischen reden und schreien, dann erheben wir unsere Hände bittend zur theologischen Wissenschaft: Schaffe Klarheit, räume den Schutt hinweg, stelle uns die Grundlagen religiösen Lebens einfach und deutlich vor die Augen, damit wir inmitten der vielen Kreuzungen einen geraden Weg vor uns sehen, auf dem Gottesglaube und Kirche miteinander Hand in Hand gehen!

Für die praktische Tätigkeit des Geistlichen ergeben sich ähnliche Folgerungen. Es galt auch hier längere Zeit als rettender Gedanke, auf alle verstandesmäßige Begründung religiöser Ueberzeugungen von vornherein zu verzichten und sich durchaus nur auf die christliche Erfahrung zu berufen. Das ist unzweifelhaft richtig bei den im engeren Sinne christlichen Glaubenswahrheiten. Das christliche Erlebnis ist der Höhepunkt unserer Beziehung zu Gott. Jede Bezeugung von Sünde und Gnade wird sich auf diese Erfahrung stützen müssen. Auch steht es unzweifelhaft fest, daß jede Lebenserfahrung von Durchhilfe Gottes und von Gebetserhörung den Gottesglauben unendlich festigt und innerlich berechtigt. Aber der Gottesglaube darf doch nicht bloß auf diese subjektiven Erfahrungen aufgebaut werden, da er in Wirklichkeit durchaus nicht nur aus solchen subjektiven Erfahrungen entstanden ist, sondern zugleich aus unmittelbaren allgemeinen Sinneseindrücken und daraus erwachsenden Gefühlen und Denknotwendigkeiten, die im Wesen der umgebenden Welt begründet liegen. Sie werden nicht dadurch beseitigt, daß viele Menschen achtlos an ihnen vorbeigehen. So lange der Gottesglaube im allgemeinen Bewußtsein des Volkes feststand, war es nicht notwendig ihn zu stützen; seit er in weiten Kreisen, wie wir in unseren Skizzen sehen, wankend geworden ist, müssen wir darauf bedacht sein, den Untergrund zu sichern, auf dem das gesamte Gebäude des Glaubenslebens ruht. Man kann wohl von vornherein den Plan des fertigen Hauses zeigen und dadurch Lust und Freudigkeit zum Bauen wecken, aber man kann nicht von oben anfangen zu bauen.

Ich bitte mich nicht mißzuverstehen: Für alle Volksschichten, in denen noch ein geschlossener kirchlicher Christenglaube herrscht, kommt es in erster Linie darauf an, christliches Leben zu erhalten und zu fördern. Ihnen liegt der Gottesglaube in der Evangeliumsverkündigung eingeschlossen. Wir würden den größten Fehler machen, wenn wir bei ihnen den Schwerpunkt vom Erleben des Christentums auf die Erkenntnis, vom Gewissen auf das Wissen verlegen wollten. Sie würden uns mit Recht vorwerfen: „Anstatt des Lebens gebt ihr uns Begriffe. Unser Glaube vertrocknet durch eure Verstandeskultur. Ein warmer Herzenston persönlicher Ueberzeugung ist uns viel mehr wert als eure Gelehrsamkeit."

Aber das Leben liebt die schroffen Gegensätze. Neben diesen Christgläubigen stehen ehrliche Menschen, welche die fromme Kirchensprache nicht verstehen. Wenn ihr Herz sich der Frömmigkeit zuneigt, dann ruft der Verstand dazwischen: Das ist ja alles nicht wahr! Wir dürfen uns der Auseinandersetzung mit denen nicht entziehen, denen täglich der Satz in den Kopf hineingehämmert wird: Die Wissenschaft lehrt, daß es keinen Gott gibt. Dieser Satz muß erschüttert werden, nicht in wohlfeiler Apologetik, die schon Alles voraussetzt, was erwiesen werden soll, sondern in ernsthaftem geistigen Kampfe. Der Zwiespalt zwischen Glauben und Denken ist bei Vielen nicht nur eine Laune oder Großtuerei, sondern ein schwerer Konflikt, hervorgerufen durch die geistigen Strömungen der Gegenwart. Wer neben dem Strome steht, kann leicht den Schwimmer tadeln, der bald hierhin bald dorthin gerissen wird; besser ist es ihm nach Kräften zu helfen, — wenn er sich helfen lassen will.

Es ergibt sich also für den Geistlichen die Pflicht, außer der Verkündigung der Erlösungsbotschaft den wankend werdenden Gottesglauben zu stützen. Wenn wir diese Pflicht klar erkennen, dann wird auch die nervöse Aengstlichkeit und Unsicherheit schwinden, welche viele gottgläubige Kreise erfaßt hat. Wir sehen klar das Arbeitsfeld vor uns und wissen, daß große Ziele nicht ohne Schweiß erreicht werden, und arbeiten auf Hoffnung.

Wer hilft uns in dieser Arbeit? Die ältere Art der Gottesbeweise kann nicht wieder belebt werden. Christliche Philosophen wie Eucken geben wertvolle Anregungen, aber ein Buch, das in dieser Hinsicht den Nagel auf den Kopf trifft, ist mir bis jetzt noch nicht bekannt geworden. Am ehesten das alte Buch des Leipziger Philosophen Gustav Theodor Fechner „Die drei Motive und Gründe des Glaubens" Leipzig, Breitkopf und Härtel. 2. Auflage 1910. Es ist natürlich beherrscht von Fechners pantheistischer Fassung der Gotteslehre und von seiner

eigentümlichen Annahme von Zwischengeistern zwischen Gott und den Menschen; aber in der Methode seiner Beweisführung und insbesondere auch in seiner Auffassung des Verhältnisses von Glauben und Wissen liegt eine derartige Kraft, daß es trotz seines unhandlichen Stiles einer dringenden Empfehlung wert ist.

Auf welche der oben erwähnten geistigen Stufen soll sich nun der Geistliche stellen? Auf die des Bauerntums, des Kleinbürgertums, der Bildungswelt oder der Arbeiterschaft? Jeder an den Platz, wohin er seiner eigenen seelischen Veranlagung und Entwicklung nach gehört. Im Ganzen wird es wünschenswert sein, daß zwischen dem Geistlichen und dem Hauptteile seiner Gemeinde ein seelisches Einverständnis und Zusammenleben vorhanden ist. Dieser Wunsch wird sich stets nur annähernd erfüllen lassen, soweit der eigene innere Trieb den jungen Geistlichen in diese oder jene Arbeit hineinführt. Es wird ferner stets Jesusprediger geben und Prediger für die Gottsucher und solche, die beides zu vereinigen bestrebt sind. Aber das ist von jedem Geistlichen vermöge seiner allgemeinen Bildungslage zu erwarten und zu verlangen, daß er die Fähigkeit hat, sich auch in die anderen Schichten einigermaßen hineinzudenken, um die Eigentümlichkeit ihres Gottesglaubens und ihres Gotteslebens zu verstehen.

Ein Mann kam in das Heimatland seiner Mutter. Als er die Rede der Menschen und ihren eigenartigen Tonfall hörte, da erwachten die innersten Heimats- und Sehnsuchtsklänge seiner Seele. So ergeht es uns Menschen, wenn wir in das Heimatland Gottes kommen. Wer die Klänge hört, soll seine Weggenossen darauf aufmerksam machen. Es sind nicht immer Kirchenglocken, sondern die Töne schwingen oft so leise, als kämen sie aus dem unendlichen Weltenraum. Ihre Zartheit und ihre Gewalt wollen wir zu vereinen suchen mit dem Erlösungswort des Evangeliums von Jesus. Dann wird die Verbindung geschlossen: Gottesglaube und Kirche.

Johannes Naumann

Bekenntnis und Kindertaufe

3

Einen anderen Weg hat Calvin eingeschlagen.

Zwar hat auch er, und gerade er, als die Bedingung, unter der die Taufe dem Christen zum Segen gereicht, den Glauben hingestellt, in gewissem Sinn noch stärker als Luther und Zwingli: „So viel wir glauben, so viel empfangen wir vom Sakrament.“ Und wenn er auch bei den Kindern diese Voraussetzung etwas einschränkt und zugesteht, daß sie noch nicht den Glauben der Erwachsenen hätten, daß aber ein Funke des Lichts schon bei ihnen entzündet werde, und obgleich er 1. Kor. 7, 14 in seinem Sinn auf die durch die „heiligen“ Väter geheiligten Kinder bezieht, so hat er doch damit das Rätsel des allgemeinen Kinderglaubens und der Kindertaufe nicht gelöst, zumal seine Prädestinationslehre hier mithereinspielt und er das eben Gesagte nur auf die Erwählten bezieht.

Allein mit einigen anderen Bestimmungen über das Wesen der Taufe hat er doch veranlaßt, daß das Glaubensbekenntnis eine andere Bedeutung erhielt. Als Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche besiegelt sie (wie die Beschneidung) den Gnadenstand der Kinder, die, soweit sie erwählt sind, seit ihrer Geburt in diesem stehen, damit sie, Christo eingepflanzt, zu den Kindern Gottes gehören. Die Taufe stellt daher den Gliedern der Kirche die ernste Mahnung, ihre Kinder im Glauben zu erziehen, weil sie ein Bekenntnisakt vor den Menschen ist: in nomen baptizari*) heißt in nomen Christi jurare,**) ihm Treue geloben, sich ihm weihen; infantes baptizantur in futuram poenitentiam ac fidem***); die Kindertaufe ist daher für Calvin der kräftigste Ansporn zur Erziehung, und sie muß als une réception solennelle dans l'église de Dieu vor der Gemeinde und durch den Kirchendiener vollzogen werden.

*) Auf den Namen getauft werden.

**) Auf den Namen Christi schwören.

***) Die Kinder werden auf ihre künftige Buße und ihren künftigen Glauben hin getauft.

Die Tauffeier selbst wird nun bei Calvin (1542) durch eine längere Erklärung über die Bedeutung der Taufe eröffnet: die Taufe ein Zeichen der Wiedergeburt; die Erfüllung der Segensverheißung 1. Mose 17; die Ausscheidung der schon durch die christlichen Eltern geheiligten Kinder von den Heiden und Aufnahme in die Kirche. Es folgt das Gebet für das Kind mit Unservater: „Wir, die berufen sind in deine Kirche, bringen dir das Kind; erkläre dich als sein Gott, damit es später, wenn es zur Erkenntnis gekommen ist, dich erkenne und anbete.“ Es folgt eine Ermahnung an die Angehörigen, es zu unterweisen in der Lehre, wie es jetzt aufgenommen ist in die Gemeinschaft des Glaubens, den wir alle haben: Ich glaube. Dann nochmaliges Versprechen: zur Unterweisung in der heiligen Schrift, zur Erziehung in einem rechten Leben nach dem Doppelgebot der Liebe.

In dieser Feier wird das Glaubensbekenntnis gesprochen, damit das Kind in ihm erzogen wird. Es wird getauft im Namen des Vaters zur Gemeinschaft des Glaubens; das Bekenntnis ist Bekenntnis der Glaubensgemeinschaft, weil es Verpflichtungsbekenntnis der Erzieher ist. Der Gedanke an den subjektiven Glauben der Kinder tritt hier zurück.

Die eben gezeichnete Stellung hat nun aber nicht erst Calvin dem Taufbekenntnis gegeben. Die Anknüpfungen reichen weit zurück, bis in die Zeit, wo die Kindertaufe zur allgemeinen Einführung gelangte und die Taufe der Erwachsenen zurückdrängte. Die Verpflichtung der Paten zur Unterweisung des getauften Kindes in den Hauptstücken des christlichen Glaubens tritt in dem Frageakt auf, dem die Paten unterworfen werden und der vielfach den Namen catechismus*) führt. Im Taufritual des Mittelalters steht dieser Akt aber nur unvermittelt neben der interrogatio de fide,**) bei der die Paten an Stelle des Kindes antworten. Durch Calvin wird das Aussprechen des Symbols eng mit der Verpflichtung der Erziehung in diesem Glaubensbekenntnis in Beziehung gebracht, während die interrogatio de fide im alten Sinn verschwindet.

In vielen lutherischen Ordnungen findet sich, sei es auch neben den anderen, dieses Moment stark betont. Und zwar beschränkt man sich nicht auf das Credo, sondern man fügt, ebenfalls im Anschluß an das Mittelalter, Dekalog und Herrngebet bei, ja es werden die sämtlichen Hauptstücke***) aufgezählt. Die Ansicht, daß die Taufe als Aufnahme in die Kirche die Verpflichtung zum Glauben enthalte, drängt allmählich die Ansicht vom Kinderglauben mehr und mehr zurück; die interrogatio de fide wird zur sponsio de futuro†); die Taufe wird eine Taufe „auf den Glauben hin“. So fügen daher spätere Ordnungen in die Frage: Willst du getauft werden? ein: „Willst du darauf getauft werden?“ Hier hat das Taufen auf den Glauben einen gänzlich anderen Sinn erhalten.

Die Folgen der Unsicherheit der Reformatoren über die Bedeutung des Glaubens und des Glaubensbekenntnisses bei der Kindertaufe, sowie die Unterschiede der Auffassungen machen sich nun in manchen Taufliturgien schon des sechzehnten Jahrhunderts bemerkbar. Verschiedene Richtungen gehen in ein und demselben Formular nebeneinander her. In gewisser Hinsicht läßt sich eine ähnliche Erscheinung verfolgen wie in der Gegenwart, nur daß es sich selbstverständlich damals nicht um die Apostolikumsfrage d. h. um ein bestimmtes Glaubensbekenntnis handelte, sondern um die Bedeutung eines Bekenntnisses überhaupt.

Zu den Mischformen gehört das Taufformular der reformierten Pfälzer Agende von 1563. Da heißt es: „Bekennet auch mit mir die Artikel unsers alten allgemeinen ungezweifelten Christlichen Glaubens, darauf dies Kind getauft wird.“ Folgt das Credo. Dann die Frage: „Begehret ihr aus wahrem Glauben an die Verheißung Gottes in Christo, welche uns und unsern Kindern gegeben ist, daß er nicht allein unser, sondern

*) Das griechische Wort katechismos bedeutet ursprünglich nicht ein Buch, sondern die Handlung des Unterrichtens der die Taufe Begehrenden (Katechumenen).

**) Befragung um den Glauben.

***) Das war eben nunmehr „der Katechismus“.

†) Gelöbnis für die Zukunft.

auch unsers Samens Gott sein wolle bis ins tausendste Glied, daß dieses Kind darauf getauft werde und die Versieglung der Kindschaft Gottes empfange?“ Die Schlußmahnung zeigt, wie hier „auf den Glauben“ zu erklären ist: das Kind soll sich daran erinnern, daß es durch den Empfang der Taufe sich verpflichtet habe, Gott und seinem Evangelium zu dienen. Das Kind ist also auf die Verpflichtung hin, dem Glauben anzugehören, „auf den Glauben hin“ getauft worden.

Diese Bedeutung des Glaubensbekenntnisses und der Formel „auf den Glauben“ wurde in der späteren Zeit von anderen Agenden aufgenommen und bildet in der Aufklärungszeit, als eine starke Bewegung zur Aenderung des Taufrituals einsetzte, etwa von 1770 an, die Grundlage für die meisten Reformvorschläge.

Resultat unserer Untersuchung: Bei der Kindertaufe wird der gemeinsame Glaube der religiösen Gemeinschaft zum Ausdruck gebracht, in Verbindung mit der Verpflichtung der Erziehung des Kindes zum Glauben dieser Gemeinschaft. Insofern wird das Kind getauft auf die Glaubensgemeinschaft hin, d. h. es wird in diese aufgenommen. Diese Bedeutung des Bekenntnisses bei der Taufe ist auch heute noch anwendbar, während das Bekenntnis im Sinne der Voraussetzung für die Taufe abzulehnen ist. Der Ausdruck „auf den Glauben taufen“ ist aber zu vermeiden, weil er vieldeutig und nicht allgemein verständlich ist, und weil er die Taufformel in einer Weise erklärt und umdeutet, die ebenso unberechtigt und unnötig ist wie eine ergänzende Umschreibung der Austeilungsworte beim Abendmahl.

Aber nun entsteht die Frage, ob bei der Kindertaufe in der evangelischen Kirche der Gegenwart das Aussprechen eines Bekenntnisses in dem dargelegten Sinn nötig und zweckmäßig ist.

4

Die Eltern oder Paten versprechen, ihr Kind in dem Glauben der religiösen Gemeinschaft zu erziehen, die das Kind aufnimmt. Ein solches Versprechen ist durchaus angebracht, weil ja nur der selbständige Glaube aus eigener Ueberzeugung dem als Kind aufgenommenen Menschen innerlichen Segen bringt und weil man ein mündiges Glied auch der „sichtbaren“ evangelischen Kirchengemeinschaft nur wird auf Grundlage religiöser Erziehung. Das Aussprechen eines Bekenntnisses ist somit ein Glaubensexamen der Eltern (und Paten).

Aber im Wesen der Kindertaufe als Akt, den die Gemeinde vollzieht, liegt es ferner begründet, daß auch die Kirche ihrerseits die Verpflichtung zur Erziehung übernimmt. Diese Pflicht bleibt für die Kirche bestehen, selbst wenn die häusliche Erziehung allein für sich genügen würde. Heute liegen die Verhältnisse in der Tat aber so, daß Kirche, Schule und Haus sich in die Erziehung teilen, ja daß bei den allermeisten Familien unserer Gemeinden das, was die alten Ordnungen unter der Verpflichtung verstanden, nämlich die religiöse Unterweisung, vorwiegend von Kirche und Schule geleitet wird. Kirche (und Schule) müssen sich also ebenfalls, und zwar im Grunde mit mehr Recht als die Eltern, zu der religiösen Erziehung des Kindes verpflichten.

Ist es nun nötig, daß die Kirche zu diesem Zweck bei jeder Kindertaufe ihrem Glauben einen in bestimmter Formel niedergelegten Ausdruck gibt? Leben wir in der Tat noch in einem heidnischen Lande, wo die Kirche sich ihre Stellung erst zu erwerben hat? Haben denn nicht alle die Gemeindeglieder, die ihre Kinder zur Taufe bringen, selbst die religiöse Unterweisung von Familie, Schule, Kirche durchlebt? Zu ihrer eigenen Rechtfertigung der Familie gegenüber ist eine solche Bekenntniserklärung der Kirche nicht nötig. Aber man wird sagen, sie sei gerade heute nötiger als je — um der Eltern und ihrer Verpflichtung willen. Die Kirche müsse sich darüber vergewissern, ob sie ihre Verpflichtungen kennen. Denn die religiöse Erziehung in Kirche und Schule sei zwar heute nicht schlechter als früher — sie ist vom Standpunkt des Historikers betrachtet heute sogar besser —, aber die religiöse Weiterbildung der Erwachsenen, ihre Teilnahme am öffentlichen Kultus, ihre Beschäftigung mit der Bibel sei bei sehr vielen eine so geringe, daß sie in der Tat bei der Taufe ihres Kindes über das Wesen der Glaubensgemeinschaft, zu der sie ihr Kind erziehen wollen und sollen, nicht genügend unterrichtet sind. — Können wir aber Unterschiede machen? Bei einer Familie das Bekenntnis weglassen, bei einer andern es einfügen? Kann die Kirche sich mit einem Bekenntnis des Mundes begnügen? Muß sie nicht mehr verlangen? Und kann sie dieses Mehr, den innerlichen Besitz, konstatieren? Tauft sie nicht oft genug Kinder, von deren Eltern sie leider annehmen muß, daß sie die Kinder nicht christlich erziehen? Ist dieses Versprechen nicht vielfach ein äußerliches? Ich gestehe, daß mir der religiös-sittliche Wert eines Versprechens, das allgemein als Zwang auferlegt wird, und damit zugleich das Aussprechen eines Glaubensbekenntnisses, bei der Taufe genau so zweifelhaft erscheint wie bei der Konfirmation.

Darnach würde nur übrig bleiben, daß wir entweder die allgemeine Kindertaufe als Zwang der Sitte aufheben — wie oft wurde dieser Vorschlag in Bezug auf die Konfirmation gemacht! — oder daß wir uns mit einem weiter gefaßten Versprechen begnügen, das die Fälle offenkundigen Widerspruchs zwischen äußerem Versprechen und innerer Absicht verringern würde. Denn so wenig ich jenen Vorschlag für die Konfirmation billige, da sich diese doch als Feier eingebürgert hat und ihren Segen haben kann, so wenig ratsam wäre er für die Taufe: er bedeutet die Auflösung der Volkskirche. Sollte nicht der Wille der Eltern, ihre Absicht, das Kind taufen zu lassen, hinreichen? Legen sie nicht dadurch, daß sie ihr Kind zur Taufe bringen, ein Zeugnis dafür ab, daß sie wissen, um was es sich handelt? Und könnte man nicht auf Grund dieser Tatsache das Versprechen abnehmen? Es geschieht dies ja schon längst bei uns. Formular II unsrer badischen Agende hat die Verpflichtung, „im christlichen Glauben zu erziehen“ ohne jede Beziehung zum Bekenntnis.

So viel scheint mir wenigstens festzustehen, daß unter allen Umständen Bekenntnis und Versprechen so lauten sollen, daß Eltern und Paten es mit gutem Gewissen ablegen können: es muß den heute überhaupt erreichbaren Aufgaben der Erziehung entsprechen. Denn es soll doch nicht die gesamte Glaubensanschauung der Kirche ausdrücken, namentlich nicht die theologisch durchdachte und ausgeprägte, sondern nur die, welche jede Mutter der Erziehung ihrer Kinder zur Frömmigkeit zu Grunde legen kann. Erwachsenentaufe erfordert andere Bekenntnisse als die Kindertaufe. Christliche Erziehungsziele den Kindern gegenüber bleiben nur im Ganzen die gleichen, wechseln aber im Einzelnen. Das Taufbekenntnis muß also, wenn es allgemein sein soll, das bleibende Erziehungsziel enthalten, das auch heute noch gilt.

Und noch eine Bemerkung drängt sich auf. Je mehr jene „sakramentale“ Auffassung der Taufe hinter der einer Aufnahme in die Kirche zurücktrat, desto wichtiger wurde die Glaubensgemeinschaft der einzelnen Konfessions-Kirche. Die Erziehung zum evangelischen Glauben, zu der „in Gottes Wort wohl gegründeten Lehre“ wird versprochen. Die Taufe ist freilich eine allgemein christliche, aber die Glaubensgemeinschaft, zu der das Kind erzogen werden soll, ist doch nicht diese allgemein christliche, sondern die konfessionelle. Ist die Erziehung mehr als Unterricht und mehr als äußere Fürsorge, daß das Kind eine Schule besucht, ist sie persönliche Einwirkung, dann kann die Verpflichtung und daher auch das „Glaubensexamen“ sich bei einer evangelisch-christlichen Taufe nur auf den evangelisch-christlichen Glauben beziehen: dieser muß mindestens neben dem allgemeinen genannt werden.*) Johannes Bauer

Die sittliche Forderung im Sozialismus

Eine Antwort auf die zwei Artikel über die „Religiös-Sozialen“ aus der Schweiz

Vgl. 1913 Nr. 3 und 7, 1912 Nr. 37 und 38

Nachdem Rudolf Schubring meinen Vortrag über die religiös-soziale Bewegung einer eingehenden Kritik unterzogen und seither auch noch Emil Fuchs sich zu dem Thema geäußert hat, sei mir erlaubt in der Sache noch einmal das Wort zu ergreifen.

*) Es folgt in nächster Nummer ein dritter und letzter Abschnitt über das Apostolikum als Taufbekenntnis. D H

1

Mit dem Satze: „Allerdings müssen wir im Namen des Christentums Neugestaltungen im wirtschaftlichen und sozialen Leben unsres Volkes fordern, deren Durchführung wir uns jetzt nicht anders denn als ein Werden sozialistischer Gestaltungen denken können" läßt Fuchs erkennen, daß er in der Hauptsache unser Gesinnungsgenosse ist. Daß wir unter den Evangelisch-Sozialen Deutschlands solche haben, ist uns nicht unbekannt, war auch z. B. in meinem Vortrag vorgesehen (Sp. 875). Wir freuen uns darüber von Herzen und hoffen, ihrer möchten recht viele sein und noch mehr werden.

Was Fuchs als Unterschied zwischen uns feststellen zu müssen glaubt, gibt mir Anlaß, einmal auf einen Uebelstand hinzuweisen, der sich meistens (und auch bei Schubring ist dies der Fall) störend geltend macht, wenn Pfarrer unter sich über diese Dinge diskutieren. Ich meine, wir müssen doch scharf die beiden Fragen von einander trennen: 1. Was ist ganz allgemein und in gleicher Weise für Alle verpflichtende sittliche Forderung in Bezug auf das wirtschaftliche, soziale und politische Leben? und 2. Was ist innerhalb dieser allgemeinen sittlichen Aufgabe nun die besondere Aufgabe von uns Pfarrern oder der Kirche? Man macht sich denn doch ein falsches Bild von uns, wenn man meint, wir Schweizer Pfarrer seien nun sämtlich Präsidenten von Konsumvereinen, von Buchdrucker- oder Textilarbeiterverbänden usw. oder stünden an der Spitze der politischen Arbeiterbewegung. Es wird ja freilich gelegentlich der Fall eintreten, daß ein Pfarrer in Ermangelung anderer geeigneter Persönlichkeiten sich vor die Aufgabe gestellt sieht, an die Spitze einer Käuferliga zu treten oder etwa auf dem Lande, wo dies noch nicht geschehen ist, Arbeiter gewerkschaftlich zu organisieren. Aber im allgemeinen, muß gesagt werden, ist die von uns postulierte „religiös-soziale" Gesinnung und die dem entsprechende Gestaltung des Gemeinschaftslebens nicht eine Forderung, die wir bloß an Pfarrer richten, sondern unsre Aufgabe als Pfarrer soll sein, bei Arbeitern, Unternehmern, Beamten, Bauern, Juristen, Staatsmännern, Nationalökonomen usw. eine solche Gesinnung zu erwecken oder zu bestärken. Die Forderung „religiös-sozialen" Denkens und Gestaltens der Gemeinschaftsbeziehungen hat nach unsrer Ueberzeugung für den Arbeiter an seinem Platze etwas so Verpflichtendes, wie für den im öffentlichen Leben an hervorragender Stelle tätigen Politiker. Uns Pfarrern liegt die Pflicht ob, diese Forderung an Alle „durchs Wort" geltend zu machen. Somit glaube ich mich mit Fuchs einig darin, daß unsre, der Pfarrer, spezifische Aufgabe nicht die praktische Durchführung der sozialen Organisation ist, sondern daß wir uns darauf beschränken und konzentrieren sollen, die Gewissen zu wecken und auf ein persönliches Ernstmachen mit dem Evangelium hinzuwirken — aber damit freilich zugleich auch die Menschen hinweisen sollen auf die sozialen Konsequenzen eines wirklich persönlich ernsten Christentums.

Ich verstehe jedoch Fuchs nicht, wenn er sagt: „Wir haben als Christen nicht hier die erste Pflicht, am Bau dieser äußern Ordnungen zu arbeiten." Das soll doch wohl heißen: als Pfarrer — weil wir als Pfarrer den besondern Beruf haben, christliche Gesinnung zu wecken. Als Christen überhaupt, als christliche Staatsbürger, als christliches Volk, das wir sein sollen, meine ich — in Uebereinstimmung mit dem vorher zitierten Satz von Fuchs — haben doch eben Alle, die diesen Namen mit Recht tragen wollen, sehr die Pflicht, auch an einer Versittlichung der äußern Ordnungen unsres Gemeinschaftslebens mitzuwirken. Und kann man denn unsre Gesellschaft so zerteilen: hier „die Christen" — dort die Mächte der sozialdemokratischen Bewegung und des Staates? Erkennen wir denn nicht eben, daß es ein von der Kirche übersehenes Stück der sittlichen Forderung, also etwas von christlichen Kräften ist, was den Nerv der sozialdemokratischen Bewegung bildet (der Friedenskongreß in Basel dürfte dafür Manchem die Augen geöffnet haben!), und erweist sich der Staat nicht bei all seinen Mängeln doch wenigstens, sofern er z. B. an der sozialen Gesetzgebung arbeitet, als ein Stück Verwirklichung des Christentums in der Welt? Und was wäre denn nun für einen christlichen Politiker Anderes erste Pflicht, als „am Bau dieser äußern Ordnungen zu arbeiten", damit sie ein Ausdruck des christlichen Gewissens werden?! So fällt, denke ich, durch diese Unterscheidung unsrer besondern Pfarreraufgabe von der ihr übergeordneten allgemeinen sozial-ethischen Aufgabe die von Fuchs festgestellte Differenz zwischen uns weg. Daß es uns nicht um ein sozialdemokratisches Dogma zu tun ist, aber um so ernstlicher um das im Sozialismus wirksame soziale Prinzip, soll nachher zur Sprache kommen.

Nur nebenbei sei übrigens bemerkt, daß man auch uns Schweizer, sofern wir so oder so in diesen Gedanken leben, ja nicht zu sehr auf einer Fläche sehen darf. Es gibt auch unter uns der Differenzen genug. Vgl. die Auseinandersetzungen zwischen Kutter und Ragaz in einigen November- und Dezembernummern 1912 des Essor und zwischen Wernle und Ragaz im Februarheft der Neuen Wege 1913!

2

Zwischen der Denkweise des von Schubring vertretenen Teils der Evangelisch-Sozialen und der unsrigen ist freilich nun eine nicht unerhebliche Kluft befestigt. Wir verzichten gern auf den Prophetentitel, wissen wir ja doch, daß er nur eine etwas höflichere Form des alten Vorwurfs der Schwarmgeisterei ist, mit dem Luther schon unsre Vorfahren bedacht hat. (Und es ist auch wirklich nicht so, als ob es in der Schweiz nun nur so wimmelte von „kleinen Propheten"; es geht auch hier sehr menschlich zu.) Es handelt sich nicht um eine „unkritische, nur vom Gefühl geleitete" Stimmung, sondern einfach um nüchterne sittliche Erkenntnis. Daß in dieser Beziehung vielleicht doch noch etwas bei uns zu lernen wäre, scheint Schubring immerhin zu ahnen; denn er wird ja nicht wirklich im Ernst behaupten wollen, es gebe „religiöse Wärme", die irgendwie aus der Wahrheit und daher nachahmenswert sei, die aber nicht in demselben Grade aus der Erkenntnis dessen fließe, was sittlich richtig ist.

Schubring wirft uns vor: „Die Schweizer verbinden Christentum und Sozialismus in einer durch Probleme nicht angekränkelten Freudigkeit." Nun liegt es auf der Hand, daß ein sittlich ernst zu nehmender deutscher Politiker sich vor sittliche Probleme und Konflikte gestellt sieht, die aus Deutschlands Großmachtsstellung hervorgehen und die deshalb für uns Schweizer überhaupt nicht in Betracht kommen. Schließlich haben aber auch wir es mit der „rauhen Wirklichkeit" zu tun — man braucht um diese zu finden nicht in den fernen und fernsten Osten zu gehen. So kommt es für uns alle, welches und wie groß auch unser besonderer Problemkreis sei, in gleicher Weise darauf an, daß wir die gemeinsamen sittlichen Prinzipien einer richtigen Gestaltung des engern oder weitern menschlichen Gemeinschaftslebens wenigstens als solche erkennen und uns dabei in der Tat nicht „ankränkeln" lassen durch falsche Problemstellungen, mag die „rauhe Wirklichkeit" sich noch so schwer vom sittlichen Gedanken bewältigen lassen. Den Darwinismus in allen Ehren! aber ihm die Prinzipien der Ethik entnehmen wollen heißt die Ethik aufgeben. Entweder—oder! Entweder der Kampf ums Dasein, das Gesetz des Tierreichs, die dumpfe Auswirkung des Selbsterhaltungstriebes ist auch für die Menschheit das non plus ultra, und dann sind wir eben wirklich nichts Anderes als bessere Tiere (und nicht einmal dieser Komparativ wird dann zu halten sein) — oder aber wir erweisen unser Menschentum dadurch, daß wir unser Leben — und zwar das ganze — dem Gedanken der Gemeinschaft unterstellen und an deren Verwirklichung arbeiten. Tertium non datur! Es ist doch einfach ein Hohn, da überhaupt noch von Liebe zu reden, wo z. B. das Boden- und Wohnungsspekulantentum in einer Großstadt den Interessenkonkurrenzkampf mit einer hunderttausendköpfigen Arbeiterbevölkerung kämpft, der natürlich von vorn herein entschieden ist, weil die hunderttausende fürlieb nehmen müssen. Wie will man da noch von reiner Gesinnung reden, die „sich in verschiedene Formen hineingießen läßt"? oder von einer „Veredlung der Herzen der Kämpfenden", „daß sie ohne Haß, ja ohne Selbstsucht kämpfen"?

„Wie schon Pfannkuche auf dem Weltkongreß erwähnte, hat uns die lutherische Religionsform dahingeführt, die Selbständigkeit des staatlichen Lebens, im besonderen der Volkswirtschaft anzuerkennen." Das verstehen wir einfach nicht! Das

ist uns ein Buch mit sieben Siegeln! Oder ahnen wir etwas? Sollte etwa Bismarck damals die Sache auf den richtigen Ausdruck gebracht haben, als er 1866 zum italienischen Gesandten in Berlin, Govone, sagte: „Sorge mache ihm der König, der das religiöse, ja abergläubische Bedenken habe, er dürfe die Verantwortung für einen europäischen Krieg nicht auf sich laden.“ Also das Gesetz des Tierreichs ist das, was selbstverständlich allein in Betracht kommt, und im Andern sieht man in Wirklichkeit — Aberglauben! oder wie man uns heute zuruft: „Schwärmerei“.*) Sind denn „die Staatsmänner“, die gewiß ihren besondern politischen Beruf haben, in bezug auf diesen ausgeschlossen von der „Sonne des Sittentages“? Und wer ist denn der Staat? L'état ce sommes nous! Und da sollen wir, sofern wir uns am staatlichen Leben beteiligen, nach unmoralischen Grundsätzen handeln? Ist es denn eine sittlich gleichgültige Frage, ob Preußen das allgemeine gleiche Wahlrecht habe oder nicht? Ist das Dreiklassensystem nicht ein Unrecht, eine Mißachtung der sittlichen Persönlichkeit des Unbemittelten? Und ist die politische Rechtlosigkeit der Frau nicht auch ein Unrecht? Habe ich nicht die sittliche Pflicht mich darum zu bekümmern, was für Männer in den Räten meines Landes sitzen? Ist es wirklich sittlich indifferent, ob in einem Staatswesen skrupellose Interessen- und Machtpolitik, oder der Gedanke der sozialen Gerechtigkeit die erste Rolle spielt? „Wir alle suchen sie (die Lösung) in der Richtung, daß wir die Teilnahme an den politischen und wirtschaftlichen Problemen der Gegenwart für Pflicht erkennen, und daß wir wiederum bemüht sind, die besondere Art, in der wir dieser Pflicht nachkommen, von der religiös-sittlichen Gedankenwelt und von der Kirche zu scheiden.“ So? Wo bleibt da die Einheit der sittlichen Forderung? Was soll man sich unter einer Pflicht denken, die von der religiös-sittlichen Gedankenwelt zu scheiden ist? Etwa die Pflicht zur Erfüllung des Gesetzes des Tierreichs? Dann mißbrauchen wir aber das Wort „Pflicht“. Man denke sich nur: ich soll als Staatsbürger nicht mehr nach sittlichen Grundsätzen urteilen, sondern — ja nach was denn? nach Klasseninstinkten oder Standesinteressen? Mit einer solchen Dualität wird aber die sittliche Persönlichkeit, um die es Schubring ja sehr zu tun ist, aufgehoben. Oder was ist das für eine religiös-sittliche Gedankenwelt, die sich willig einpacken und in den Hintergrund schieben läßt, sobald es an die „rauhe Wirklichkeit“ des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens geht?

Auch wir kennen die „rauhe Wirklichkeit“. Wir wissen, die Folge einer zu schnell vorwärtsschreitenden sozialen Gesetzgebung würde einfach sein, daß uns unsre schweizerische Industrie ins Ausland auswandern würde, zum Schaden natürlich der Volkswirtschaft. Damit müssen wir rechnen. Aber andrerseits bestärkt uns eine solche Bedrohung der Volkswirtschaft gerade wieder, eine um so gründlichere Ueberführung der privatkapitalistischen in die volkswirtschaftliche Produktion als sittliche Forderung zu erkennen. Die sittliche Forderung als Prinzip der Gemeinschaft darf durch keine Schwierigkeiten, die sich ihrer Durchführung in den Weg stellen, in ihrer Gültigkeit angetastet werden. Sie muß sich in ihrer unbedingten Gültigkeit auf das ganze Leben erstrecken. Sie besagt nicht eine Beseitigung „einzelner Schäden“ (so sagens die Katholiken), sondern die Entwurzelung des Egoismus auf der ganzen Linie und damit in der Tat auch die Abschaffung der „auf den Geist der Konkurrenz und des Egoismus gegründeten sozialen Ordnungen“. Im Großen will man skrupellose Unordnung, sittliche Anarchie, gedankenlose Ungerechtigkeit gelten lassen, und dann im Kleinen soziale Gesinnung predigen und einige Verbesserungen anbringen — da können eben wir nicht mit. „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle bis aufs Haupt ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Oel gelindert sind.“

Die lutherische Gesinnungsethik enthält nur die halbe Wahrheit. Sie trennt die Gesinnung von der äußern Gestaltung der Gemeinschaftsbeziehungen; sie redet von einer „reinen Gesinnung, die sich in verschiedene Formen hineingießen läßt“, „während doch kein anderes äußeres Verhalten richtig sein kann, als ein solches, wie es aus richtiger Gesinnung fließen würde, und keine Gesinnung richtig, aus der nicht bei klarer Fragestellung das richtige äußere Verhalten zwingend folgt. Die sittliche Gesetzgebung kann keinesfalls darauf verzichten, das äußere Verhalten in der Gemeinschaft, folglich die Rechtsordnung selbst, vor ihr Forum zu ziehen. Sie hat darauf in der Tat nie verzichtet, auch nicht in der Bergpredigt“ (Natorp). Das vom Luthertum bevorzugte Pauluswort „Was nicht aus dem Glauben kommt ist Sünde“ enthält auch des Paulus ganze Meinung noch nicht. Er redet auch von „im Glauben Schwachen“; d. h. es gibt ein irrendes, bei aller subjektiven Aufrichtigkeit den Anforderungen dessen, was objektiv gut ist, nicht genügendes Gewissen. So können wir dies nicht gelten lassen: „Der Glaube läßt Patriarchalismus, Liberalismus, Sozialismus zu.“ Eine klar gedachte Ethik muß dem erstern gegenüber das demokratische Prinzip und dem zweiten gegenüber das soziale Prinzip als sittliche Forderung geltend machen.

Gewiß, auch wir „betrachten keine Wirtschaftsform als die christliche“. Die Unendlichkeit der sittlichen Aufgabe duldet keine solchen Verabsolutierungen. Es ist uns um das soziale Prinzip im Sozialismus zu tun. Wie Luther einmal sagt „Ein Christ ist nicht im Wordensein, sondern im Werden“ so gilt es auch hier: es gibt nur einen christlichen Weg, eine sittliche Methodik der Gestaltung des Gemeinschaftslebens. Jedes Programm hat nur vorläufige Bedeutung, es ist ein Ansatz, wie die naturwissenschaftliche Hypothese; es ist wie diese unumgänglich notwendig und doch nur den Weg bahnend zu neuen, tiefern Problemstellungen.

Es handelt sich uns nicht darum „zunächst einmal Ordnungen des Friedens aufzurichten“, sondern wir sehen überhaupt das Wesen der christlichen Aufgabe darin, daß Ordnung geschaffen werden soll in unserm Leben, und zwar in allen Stücken, daß die Gerechtigkeit im ganzen Umkreis unsres Lebens verwirklicht werden soll; zwischen Innerem und Aeußerem darf da gar nicht mehr getrennt werden; sie sind umschlossen von der einen Aufgabe. Das Leben in seinem ganzen Umfang soll gestaltet werden durch den heiligen Ernst der sittlichen Forderung.

Und dies ist nun der Gedanke, an dem auch die altcalvinische Ethik orientiert ist. Sie ist orientiert weder am Subjekt noch am Objekt der Handlung, weder am Wert, noch am äußern oder innern „Glück“ oder „Heil“ des Menschen. Jeglicher Individual- oder Sozialeudämonismus liegt ihr so fern als möglich; sie hat ihre Maßstäbe nicht an solchen Relativitäten. Sondern die gloria Dei soll zur Geltung kommen in der Welt in der sittlichen Verfassung und in den Ordnungen des Gottesvolkes. Und daß Zwinglis Denken in derselben Richtung verlief, beweist gerade, daß er das Reislaufen in erster Linie verurteilt als Abfall von Gott, der die Menschen zur Einheit und zum Frieden geschaffen und in Christus erlöst hat und weil „darus nidergedruckt wird die gemein gerechtigkeit“. Gottes Ehre in einem christlichen Staat! — das ist der religiös-soziale Grundgedanke der reformierten Ethik, zu dem wir prinzipiell Nichts hinzuzulernen hatten zu unsrer heutigen Stellungnahme gegenüber der sozialen Frage. Wir wenden ihn — ohne Calvins alttestamentlichen Doktrinarismus — nur an auf unsre heutigen Verhältnisse.

Peter Barth

Die Weltanschauung im „Sönke Erichsen“

Sönke Erichsen. Schauspiel von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grote 1912. 104 S. 2, gebunden 3 Mk.

Ein junger, stolzer Bauernsohn, durch der Väter Schuld in Armut und Niedrigkeit gestoßen, schützt sich vor dem Spott, der über den früher allzu Stolzen herfällt, durch eine Rüstung von Trotz und Hohn. Niemand darf sehen, daß er leidet, daß er entbehrt: so verhöhnt er das, was er entbehren muß und wühlt sich in solchen Trotz immer tiefer hinein, bis seine Seele über dem lauten Prahlen des Trotzes überhaupt nicht mehr zu Worte kommt. Da ruft ihn das Vaterland zum Kriegsdienst: in seiner Verstocktheit aber — was ist dem Trotzigen das Vaterland? — geht er über die Grenze und wandert aus nach

*) Vgl. Liebster in der Dezembernummer 1912 von Evangelisch-Sozial.

Amerika. Damit beginnt seine Tragödie: 40 Jahre voll uneingestandener Sehnsucht, voll verzehrender Scham, voll gehetzter Friedlosigkeit, mit immer lauter redendem Jammer der Seele. Endlich sieht er seiner Tat ins Gesicht, er gesteht sich ihre ganze Häßlichkeit — aber er gräbt auch ihren Wurzeln nach und meint zu entdecken, daß sie nicht in seiner Seele wuchs. Groß und zwingend wird ihm der Gedanke: die Heimat, das Erbe deiner Väter hat dich zu dem getrieben, was deiner Seele von Anfang an verhaßt und fremd war. Und so meint er, daß er ein Recht hat, zurückzukehren, daß er seiner Sehnsucht folgen darf, daß die Heimat Frieden mit ihm schließen wird. Seine quälende Seelennot, sein bitteres Heimweh fassen sich zusammen und stellen sich dar in dem einen Wunsch: „Ich will das Fest der Heimat mitfeiern. Ich habe ein Recht dazu." Sein Kampf um dies Recht ist die Handlung des Dramas. Die ungewollten und ungeahnten Folgen seiner Tat und die Menschen stellen sich ihm in den Weg. So gerät er in neue Schuld hinein, um seine Sache mit der Heimat, mit Gott allein durchkämpfen zu können. Er wird zum Mörder seiner Schwester, zum Brandstifter, bis er endlich im Wahnsinn zusammenbricht und stirbt. — Dieser Mann, der als Deserteur die Heimat verließ, seine Schwester mordete, seine Stadt in Brand steckte, überwältigt uns, trotz aller Schuld, mit seiner Not und seinem Recht.

So hat er also Recht? Mit dieser Frage treten wir an das tiefste Problem der Dichtung heran. Ich glaube, der Gedankeninhalt wird am hellsten beleuchtet, wenn wir ihn in Beziehung setzen zu dem vorhergehenden Werk Frenssens, zu der „Anna Hollmann". Dies Buch schilderte den Kampf eines starken und guten Menschen gegen die Ungerechtigkeit um ihn her. Einen Kampf, der ohne Stillstand und Vertrag, durch Not und Tod hindurch, bis an den Thron der ewigen Macht selbst geführt wurde. Und diese blieb stumm. So starb Jan Guldts Seele an der großen Menschheitsangst: Kämpft Gott nicht mit auf der Seite der Gerechtigkeit? — In dem Drama wird diese Not noch ernster und größer. Es ist nun nicht mehr die äußere Ungerechtigkeit, gegen die ein einheitlicher, starker und sicherer Mensch kämpft: der Kampf ist in die Seele des Menschen selbst hineinverlegt, sie ist in Ungerechtigkeit und Schuld tief verstrickt. Wir stehen vor der Gewalt eines Schicksals, so zwingend und wuchtig, so erdrückend und unentrinnbar, wie das Schicksal der Griechen es war, — und doch ist es ganz innerlich, alles von innen her erwachsend und den Helden vernichtend. Also eine Charaktertragödie? Doch nicht. Wenigstens nicht in dem Sinne, daß ein Mensch, dem Gesetz von Schuld und Sühne gehorchend, als Opfer der moralischen Weltordnung, die sich gegen ihn durchsetzen will, fällt. Es ist eben diese Weltordnung selbst, die hier angezweifelt, deren Gerechtigkeit hier angegriffen wird. Es ist die Tragödie des modernen Schicksalsglaubens, „der biologischen Schicksalsidee", wie der Dichter es einmal nannte, erwachsen auf der von der modernen Naturwissenschaft beeinflußten Weltanschauung. Diese sieht das Schicksal nicht mehr blind von außen waltend, gewaltsam und ohne inneren Zusammenhang sich durchsetzend — vermag aber auch nicht, wie frühere heitere Zeitalter, im Menschenleben überall die waltende Gerechtigkeit zu erblicken, sondern hat vielmehr den tiefsten Sinn des Goethewortes von den finstern Mächten in den ererbten und überkommenen Gewalten des eigenen Innern gefunden: „Ihr führt ins Leben ihn hinein, Ihr laßt den Armen schuldig werden, Dann überlaßt ihr ihn der Pein, Denn alle Schuld rächt sich auf Erden." Aber der Mensch weigert sich, diese Rache als gerecht anzuerkennen. Er lehnt es ab, weil ihm die Schuld — trotzdem seine eigene Natur sie geboren — so fremd ist, wie es das Schicksal des Oedipus diesem war. Das ist das Erleben Sönke Erichsens: sein Erbe, der alte Bauernstolz, und seine Heimat treiben ihn von Schuld zu Schuld: er will die Verantwortung dafür nicht tragen: „Wollte ich Liebste auseinanderjagen? Und alte Weiber ins Wasser stoßen? Wollte ich mehr als mein ehrliches Recht? Als meinen armen Teil Menschenwürde? Wie führt sie mich, ihr ernstestes Kind, in solchen Jammer und Verbrechen?!"

Als er dann — durch die triumphierende Enthüllung der lebenslangen düsteren Erwartung der alten Mutter Lornsen „So, wie du da sitzt, hat mein Jasper dich gesehen" (als er vor Metz im Blute lag) — erkennt, daß sein ganzes Erleben vorausbestimmtes Schicksal war, überfällt ihn mit dem Ekel vor dem Dasein zugleich der Wahnsinn. Ein Mensch, der ehrlich mit sich ringt, der sich grübelnd hineinversenkt hat in seine Seele und sie als etwas notwendig Gewordenes erkannt hat, glaubte, an die Gerechtigkeit Gottes appellieren zu können in der Zuversicht, sie werde hören und antworten. Gegen das sinnlose Geschick aber erhebt sich der sittlich urteilende und wertende Mensch; wie Prometheus lehnt er sich auf in sittlicher Ueberlegenheit, in hilfloser Ohnmacht — um wie Prometheus zerschmettert zu werden von den blind waltenden Mächten.

So ist das der Schluß der Weltweisheit unserer Dichtung, und dem Menschen bleibt nichts als dies grandiose Sichauflehnen gegen das Schicksal und zuletzt das von ihm Zerbrochenwerden? Sönke Erichsen beugt sich nicht: „Glaubt nicht, daß ich kniee!" Und doch glaube ich nicht, daß das die Meinung des Dichters ist. Im Stück ist Einer, der Lehrer Thomsen, den Erichsen sich selbst zum Richter setzt — und der auf dies Gericht ausdrücklich verzichtet: Zwischen Gott und Dich . . . gehört kein Mensch. In seinem letzten Zusammenbruch hält er ihm dann zagend und leise, mit großem Mitleiden und Verstehen ein Wort tieferer Weisheit entgegen: trotz allem, trotzdem auch er diesem Schicksal gegenüber verstummt, hält er daran fest: „In der Tiefe liegt doch Weisheit und Güte!" In der Tiefe! Viel tiefer als Einzelschicksal und Menschenverstehen führen.

Das ist der ernste Glaube eines Menschen, der nicht mit leichtem oder kaltem Herzen und nicht mit absichtlich blinden Augen in die Welt und das wirre Menschendasein hineinschaut. Es ist der Glaube eines Menschen, der in heißem Leid und bitterem Entsagen begriff, daß die Natur nicht das Letzte ist, daß Gott sich in ihr nicht völlig offenbart, daß noch viel tiefer und geheimnisvoller leuchtende Fäden laufen; und der mit ernstem Mut glauben lernte, daß diese wenigen Fäden doch irgendwo und irgendwann ein sinnvolles Gewebe bilden.

Der Raum gestattet nicht, auf das Drama als Kunstwerk näher einzugehen. Wir griffen dies Thema heraus, weil es uns als das Wesentliche erscheint in der Dichtung, und dann weil die Kritik gerade über diesen Inhalt ganz hinweggegangen ist und sich fast ausschließlich an die äußere Handlung und deren Durchführung gehalten hat. Das Wertvolle aber ist gerade dies: daß der Dichter nicht stehen bleibt bei einem interessanten Einzelschicksal, sondern daß er die Beziehung herstellt zum Absoluten, und so die Einzelfrage zur Menschheitsfrage wird. Und daß diese Beziehung nicht nach den alten Formeln früherer Weltanschauungen geschieht, sondern mutig und ohne Kompromiß in ganz neuen Problemen sich darstellt. E. Beckmann

Literaturbrief

39. Von alten Malern

Mir ist kein ähnlich gut geglücktes Unternehmen bekannt, in welchem dem minder bemittelten Kunstliebhaber für einen so geringen Preis eine solche Fülle von Anschauung geboten wird, als es in den Bänden Die Kunst in Bildern geschieht.*)

Diese Photographieen sind als Ganzes prachtvoll gelungen, in einem Ton, der einen mitunter fast vergessen läßt, daß man keine Farben vor sich hat. Dazu: man kann in diesen Büchern blättern, ohne daß jedes Bild von einer daneben stehenden kreideweißen Fläche (der Rückseite des vorhergehenden Bildes) totgeschlagen wird. Indem die Bildflächen bis ganz nahe an den Rand gerückt sind, und man stets zwei Bilder verwandter Art vor sich hat, wird man im Gefühl ganz anders eingespannt und gefangen genommen, die Empfindung des wirklichen Ent-

*) Band I Ernst Heidrich, Die altdeutsche Malerei. Band II Richard Hamann, Die Frührenaissance der italienischen Malerei. Band III Ernst Heidrich, Die altniederländische Malerei. Jena, Diederichs 1909 ff. Jeder Band mit 200 Vollbildern und 80 Seiten Text 4,50, in Pappband 6 Mk. Es kommt also das Bild auf 3 Pfennig. Ueber dem wenn auch interessanten Bock-Heidrich-Streit (Christliche Welt 1910 Nr. 2, 8, 13) möchte ich das Unternehmen selbst nicht vergessen sehn.

rücktseins in eine andere und stärkere Zeit und Welt springt viel lebhafter und schneller auf, um die Wirkung des Bildes aufzunehmen, zu verstärken und zu vertiefen.

Kunstwissenschaftler mögen darüber anders denken. Sie interessiert immer neben der „Richtigkeit" der Auswahl die Möglichkeit, ihr Metier bewähren zu können. Sie wollen vergleichen und abwerten können. Daher einer von ihnen gerade dieses Moment des doppelseitigen Druckes als besonderen Fehler aufgemutzt hat. Es hindere das bequeme Vergleichen! Was für ein Urteil! Der Kunstwissenschaftler hat Hilfsmittel genug. Wir aber als verruchte Laien wollen in erster Linie genießen und durch reinen wissenschaftfreien Genuß uns erheben und beeinflussen lassen.

Ich spreche hierbei besonders im Namen derer, denen die Prätension wissenschaftlich feststellbarer objektiver Wertmaßstäbe eine schlanke Lächerlichkeit ist, und denen es ein sehr anmutendes Schauspiel ist, zu sehen, wie objektiv die Marburger Objektivitäten ein paar Meilen davon aussehen. Kunstverständnis ist kein Fach, in dem der zuständige Fachmann der selbstverständlich Maßgebende ist. Es ist eine Kunst und gehört als solche den Künstlern selbst und den Kunstliebhabern. Hat der Kunstwissenschaftler zugleich auch ein inneres Verhältnis zum Kunstgenuß und zur Kunst und ein wirkliches Verständnis für sie, so wird das gewiß seiner Arbeit gut bekommen. Aber an sich ist es so wenig selbstverständlich wie etwa, daß der gelehrte Theolog als solcher der frömmere Mensch ist.

Ich kehre aber zurück zu den Büchern, um zu bitten, daß diese beiden Bände und besonders der deutsche möglichst in jedes fromme Haus wandern möchten. Nicht nur, weil sie dazu beitragen könnten, die rosigen Salonfrömmigkeiten, unter denen wir trotz allem noch immer leiden, auszufegen, sondern vor allem (was freilich damit zusammenhängt), weil sie das Aufkommen einer neuen herberen und sozusagen innerlich monumentaleren Religionsauffassung begünstigen könnten.

So würde ich denn auch (hierin wohl mit Bock einig), wenn ich Aussetzungen machen sollte, um Neuauflagen zu beraten, hiernach vor allem fragen. Es ist mir zum Beispiel geradezu anstößig, daß im Frührenaissanceband das unerträglich leere und manirierte Renommierbild, das die Florentiner Academia besitzt und auf den Namen Botticelli getauft hat, nicht nur aufgenommen, sondern auch noch in eine Reihe von Details ausgebreitet ist (Botticelli hat an diesem Bild gewiß nur wenig gemalt). Hiermit will ich nur eine Richtung bezeichnen: man soll unbarmherzig alles ausschließen, das in der Auffassung Schwäche oder Leerheit verrät.

Florenz, 28. Februar 1910

Zu diesen beiden Bänden ist inzwischen nur noch ein neuer hinzugekommen, der über die alten Niederländer.

Dafür hat der Kunstwart die prachtvollen Michel-Angelo-Mappen herausgegeben.*) Dies ist neben den Rembrandtmappen das Herrlichste, das er uns bis jetzt geleistet hat, nur daß, wenn ich mein Laienurteil abgeben darf, die technischen Mittel inzwischen außerordentlich verfeinert sind. Mir schienen schon die Rembrandtmappen etwas Erstaunliches. Aber diese übertreffen sie. Sie übertreffen auch die viel teureren Brom-Photographieen um ein Beträchtliches. Aller störender Photographieglanz ist restlos überwunden, und doch zugleich auch die unangenehme Kälte der Bromphotographieen.**)

*) Die Hauptbilder der Sixtinadecke, 19 Vollbilder 5 Mk. Die Propheten und Sybillen, 20 Vollbilder 4 Mk. Das jüngste Gericht, 16 Vollbilder 4 Mk. Formate 31×42½ cm. München, G. W. Callwey.

**) Man kann sich einen schönen Fries aus diesen Bildern zusammenstellen: man muß für diesen Zweck die aussuchen, welche einen großen weiterkennbaren Bildeindruck geben und sie so hängen, daß die oberen Ränder eine Linie bilden; die weißen Ränder müssen weggeschnitten oder mit schwarzer Kreide und Rötel gedeckt werden, sodaß die Bildflächen direkt auf dem grauen Karton stehen. Die Aneinanderreihung zum Beispiel so: Kopf des eben erschaffenen Adam, Schöpfung der Gestirne, Kopf des die Gestirne schaffenden Gottvaters, Ganzbild des liegenden Adam, Ganzbild des Adam schaffenden Gottvaters, Kopf der Eva aus dem Sündenfall, Schaffung der Eva, Kopf Gottvaters aus der Schaffung Adams, Gottvater schwebend Wasser und Erde trennend, Kopf der Cumäischen Sibylle.

Ich möchte über Michel Angelos Bedeutung kein Wort verlieren. Man lese Avenarius' Begleittext. Genug, daß wir hier mit den höchsten Gesichten zu tun haben, zu denen vielleicht der Menschengeist überhaupt angestiegen ist. Hier ist wirklich Schöpfung, Größe, Kraft und schlechterdings kein Nachlassen in der ganzen Folge. Es ist das, was wir brauchen, wenn wir uns aus der Misère unsrer religiösen Zustände erheben wollen. Wem einmal in der Erschütterung über die Verkleinlichung des Christentums in unsrer Zeit der Zweifel darüber aufgestiegen ist, ob das Christentum überhaupt je etwas Anderes gewesen ist als die Heiligsprechung des Stumpfsinns, als die es jetzt so oft auftritt, der rette sich hierher.

Einen traurigen Nebengedanken gibt uns freilich auch dieses Werk mit. Die Mappen enthalten als Gegenbeispiel auch ein Gesamtbild der Decke, das auf eine ernüchternde Weise zeigt, wie selbst dieses Größte sich bis in die Sphäre christlicher Osterkarten hinab verkitschen läßt. Man vergleiche die Figuren dieser Gesamtansicht — sie entstammt, wie die Unterschrift angibt, einem Farbendruck nach einer Zeichnung — mit den in den Mappen vorgelegten Einzelwiedergaben. Wo hier göttliche Kräfte und göttliche Menschen das Drama der Schöpfung darstellen, da sind im Gesamtbild leere liebliche Fratzen gemütlicher Familienväter und ihrer Köchinnen eingetreten. Man fragt sich unwillkürlich, ob dies das authentische Schicksal aller und so auch dieser Größe sein möchte, wo sie von kleinen Geistern angeschaut wird. Man sollte diese Gesamtansicht abgewandten Antlitzes verbrennen (nachdem man ihre Warnung genossen hat), um sich die stärkende Illusion nicht rauben zu lassen, daß es Werke gebe, deren innere Größe verhindert, sie ins Triviale und Gemeine hinabzuziehen.

Immerhin ist das Bild einmal da, und ich kann mich der entmutigenden Vision nicht entziehen, daß hier die Geschichte des Christentums von der heroischen Schauung Jesu bis in die Plattheit unsrer heutigen „Religion" dargestellt sei. Darüber mir Hoffnung und Mut entschwinden wollen. Halten wir uns, hier wie überall mit doppelter Zähigkeit an die Originale und das, was ihrer großen Linie treu bleibt.

Arthur Bonus

Verschiedenes

Quellenbuch zur Geschichte der Inneren Mission. Von D. Martin Hennig, Direktor des Rauhen Hauses. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1912. 664 S. 5,50, gebunden 6,50 Mk.

Letzten Endes auf eine Anregung J. H. Wicherns zur Schaffung einer Geschichte der Inneren Mission zurückgehend, gibt das Buch einen prächtigen Ueberblick dieser wichtigen Seite unserer Entwicklung, indem es schlicht die Quellen selbst sprechen läßt. Dabei liegt der Hauptton auf der Ideengeschichte. Die Grundgedanken der leitenden Persönlichkeiten sind geschickt herausgestellt, die Anfänge der Organisationen überall klargelegt, man sieht, wie sich eins auf dem andern aufbaut. Luther, Bugenhagen und Calvin kommen zu Wort, dann Spener und A. H. Francke, weiterhin Joh. Falk, Zellner und besonders Fliedner, Wichern, Amalie Sieveking; aber auch die Neuesten fehlen nicht, von Bodelschwingh, Weber, Paula Mueller und Andere, daneben amtliche Erlasse von grundlegender Bedeutung, Protokolle der Vereine, Schulen, fürstlicher Persönlichkeiten. Es ist sicher nicht leicht, dieses Material zu sichten; der Verfasser zeigt dabei einen vortrefflichen Blick für das Wesentliche, und es gelingt ihm dadurch, ein anschauliches Bild zu entrollen. Er gibt aber mehr; was hier vorliegt ist die unentbehrliche Ergänzung zu jedem geschichtlichen Ueberblick über die Innere Mission, eine wertvolle Vorarbeit für eine künftige Geschichte einer solchen. Nicht nur reihen sich die einzelnen Aeußerungen, oftmals ergreifend, aneinander, sondern man empfindet tief die folgerichtige Weiterentwicklung des Gedankens vom allgemeinen Priestertum, man sieht, wie die politischen und religiösen Ideen in Wechselwirkung stehen, sich ergänzen und im Grunde doch fördern, sieht, — was namentlich auch den Kirchenrechtler interessiert — wie die freie Organisation der Inneren Mission dem evangelischen Wesen entspricht. Im Ganzen wird Niemand das Buch ohne das Gefühl aus der Hand legen, daß in der Inneren Mission ein mächtiger unablässiger Fortschritt vorliegt, trotz aller sich immer wieder auftürmenden Schwierigkeiten, ein Fortschritt in einer Sache, die neutralen Boden gegenüber allen theologischen Differenzen und Richtungen unserer Zeit darstellt und trotz allen Widerspruchs darstellen muß, von der aus aller Hader und Streit der Parteien überwunden werden kann. — Im Einzelnen hätte doch etwas mehr Statistik zur Charakterisierung der Entwicklung einzelner Einrichtungen gegeben werden können. Vielleicht könnten bei einer Neuauflage auch Literaturnachweise und kurze biographische Noten über die

Verfasser der Stücke und vielleicht auch Einiges über die einzelnen Unternehmungen in Noten beigefügt werden. Damit wird der Charakter der Quellenpublikation nicht aufgegeben, das Buch aber in noch höherem Maße, als es jetzt schon der Fall ist, ein wertvolles Lesebuch für Jedermann, der an der Geschichte der Neuzeit Anteil nimmt. Hoffentlich führt der Verfasser seinen Plan eines ähnlichen Quellenwerks über die Liebestätigkeit der vorreformatorischen Kirche und über die spätere katholische Entwicklung recht bald durch. Er kann des Dankes dafür gewiß sein. Ernst Heymann

Die Frauenfrage im Zeitalter der französischen Revolution. Von Dr. Anna Schapire-Neurath. Kultur und Fortschritt Nr. 276/78. Gautzsch bei Leipzig, Dietrich 1909. 47 S. 75 Pfg.
Zehn Jahre deutsch-evangelischer Frauenbund. Von Paula Mueller. Hefte zur Frauenfrage, 4. Heft. Edwin Runge, Großlichterfelde 1910. 17 S. 40 Pfg.

Weltanschauung und Frauenbewegung. Von Paula Mueller. Hefte zur Frauenfrage, 6. Heft. Ebenda 1910. 14 S. 40 Pfg.

Mit der Geschichte der Frauenbewegung befassen sich die beiden erstgenannten Broschüren. Zum ersten Male ist im Zeitalter der französischen Revolution der Gedanke, daß auch die Frauen Menschen und als solche berufen seien, der Menschheit ewige Rechte mit den Männern zu teilen, in weitere Kreise gedrungen. Selbstverständlich macht sich dieser Gedanke zunächst noch nicht im praktischen Leben geltend; aber er beeinflußt die Literatur, die das Seiende zu kritisieren und das, was man für das Sein-Sollende hält, zu fordern beginnt. Mit dieser Literatur, der französischen, englischen und deutschen, macht Dr. Anna Schapire-Neurath uns bekannt. Es ist dies um so dankenswerter, als die Quellen heute zum größten Teil schwer zugänglich sind. In die neueste Zeit dagegen führt uns Paula Mueller mit ihrer Broschüre „Zehn Jahre deutsch-evangelischer Frauenbund", die die Entwicklung dieses Bundes im ersten Jahrzehnt seines Bestehens unter den Gesichtspunkten 1) der Organisation, 2) der praktischen Arbeit, 3) der theoretischen Vertretung der Fraueninteressen, 4) der Ausdehnung und 5) des Herausarbeitens der Grundsätze darstellt. Eine solche Schilderung wirkt, besonders wenn sie auf so engem Raum geboten wird wie die vorliegende, naturgemäß leicht leblos; sie muß ein bestimmtes Tatsachenmaterial — manchmal auf Kosten der inneren Entwicklung — verarbeiten und gibt uns somit nicht viel mehr als das Knochengerüst des Organismus. Das in dem Deutsch-Evangelischen Frauenbund pulsierende Leben erkennen wir aus der ebenfalls von seiner tatkräftigen Vorsitzenden Paula Mueller verfaßten Schrift „Weltanschauung und Frauenbewegung". Wir sehen daraus, daß auch im Deutsch-Evangelischen Frauenbunde konsequent im Sinne der Frauenbewegung gearbeitet wird, wenn gleich dem Einen oder Anderen sein Prinzip „ein klares, unmißverständliches Bekenntnis zu Gott und dem Heiland, die feste Absicht, die Arbeit im Bunde in Einklang zu bringen mit der Richtschnur, die dem Christen im Evangelium gegeben ist", etwas eng und daher ungeeignet als Grundlage gerade für Frauenbewegungsarbeit erscheinen mag. Alix Westerkamp

Kleine Mitteilungen. Eine Leserin schreibt uns: Für die Konfirmation. Mehr und mehr gewinnt die erfreuliche Sitte Raum, Knaben und Mädchen statt eines Schmuckstückes oder dergleichen ein gutes Buch zu schenken, das nicht immer ein religiöses und noch viel weniger „das Neueste" sein muß. Ich bringe aus besonderem Anlaß die Bulwerschen Romane in Erinnerung, die natürlich sämtlich in guten Uebersetzungen zu haben sind. In dem herrlichen Buche: What will he do with it? (Tauchnitz, 4 Bände) finden sich in den Schlußkapiteln (S. 320 ff.) die Gedanken einer der letzten Andachten der Christlichen Welt „In Gottes Werkstatt" (Nr. 8) in so wunderbar poetischer Form ausgeführt, daß das Buch jedem Leser der Christlichen Welt gut tun wird. Für Mädchen empfehle ich außerdem die warmherzig geschriebenen Bücher der Frau Adolf Hoffmann, Genf.

Eben noch in letzter Stunde wird manchem Verantwortlichen eine Schrift willkommen sein, deren wir schon früher gedacht haben: „Die häusliche Konfirmationsnachfeier" von Pastor Paul Ebert in Hamburg. (Agentur des Rauhen Hauses 1911. 30 Pfg.) Ein Brief an die Amtsbrüder und ein Flugblatt an die Eltern liegt bei. Die Sache ist so wichtig, daß wir kein Wort weiter darüber verlieren.

Endlich trifft soeben ein das dritte Flugblatt des uns so nahe stehenden „Bundes deutscher Jugendvereine": Flugblätter 1. Reihe für Erwachsene Nr. 3 von Lic. Otto Zurhellen: Was tun wir für die Mädchen? Man erfährt daraus auch von einer Mädchenzeitung, die vom 1. April an erscheinen wird. Preis des Flugblatts: 10 St. 25 Pfg.; 50 St. 65 Pf.; 100 St. 1,20 Mk.; 1000 St. 8 Mk. Verlag Protestantischer Schriftenvertrieb Berlin-Schöneberg, Eisenacher-Straße 45.

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 11. März 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Rud. Euckens idealistische Philosophie — ein Beitrag zur Vertiefung christlicher Erkenntnis? Pfarrer Dr. Siebert.

Freunde evangelischer Freiheit für Stade und Umgebung. Stade. Der Vortrag von Professor Baumgarten über die kirchliche Lage nach den Fällen Jatho und Traub ist vom 3. März auf Montag den 17. März abends 8 Uhr im Hotel Norddeutscher Hof in Stade verlegt worden.

Die diesjährige Zusammenkunft

der Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

wird Mittwoch den 26. und Donnerstag den 27. März in **Stuttgart** stattfinden.

Mittwoch 26. März abends 6 Uhr: „Mythenvergleichung in der alttestamentlichen Forschung." Prof. D. Gunkel in Gießen.

Donnerstag 27. März vormittags 9 Uhr: „Die Wahrheitselemente in der Mystik." Stadtpfarrer J. Herzog-Eßlingen.

Die Verhandlungen finden im **Herzog Christoph**, Christophsstraße statt. Hier auch gutes und billiges Quartier. Nötigenfalls werden weitere Quartiere durch die Direktion des Herzog Christoph vermittelt.

Am Schluß der Verhandlungen gemeinsames Mittagessen im Herzog Christoph. Darauf bei günstigem Wetter gemeinsamer Spaziergang, dann geselliges Beisammensein.

Das Komitee. Für Baden: Geh. K.-Rat Professor D. Troeltsch in Heidelberg und Dekan Specht in Zell i. W. — Für Bayern: Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer in Nürnberg — Für Elsaß: Professor D. Anrich in Straßburg und Pfarrer Scheer in Mülhausen — Für Hessen: Professor D. Eck in Gießen — Für die Schweiz: Professor D. Marti in Bern und Pfarrer Lic. Liechtenhan in Basel — Für Württemberg: Professor Lic. Volz in Tübingen und Dekan Herzog in Waiblingen.

Versammlungskalender

10.—12.	März	Christliche Studentenkonferenz der deutschen Schweiz Aarau
18.—19.	„	Bund für Reform des Religionsunterrichts und Verein für religiöse Erziehung Wiesbaden
26.—27.	„	Freunde der Christlichen Welt Süddeutschland und Schweiz Stuttgart
26.—28.	„	Deutscher Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung Berlin
26.—28.	„	Religionswissenschaftlicher Ferienkursus Bonn
6.— 9.	April	Kirchlich-sozialer Kongreß Barmen
18.—22.	„	Allgemeine studentische Missionskonferenz Halle
22.—23.	„	Konferenz für evangelische Gemeindearbeit Dresden
13.—15.	Mai	Evangelisch-sozialer Kongreß Hamburg
18.—21.	„	Bund deutscher Jugendvereine Kiel
11.—15.	Juni	Weltbund Jünglingsvereine und Vereine junger Männer Edinburg
24.—26.	„	Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Hannover
18.—26.	Juli	Weltkongreß für freies Christentum Paris
4.—16.	August	Ferienkurse Jena
8.—11.	September	Deutscher Pfarrertag Dessau
15.—19.	„	Instruktionskursus für Kindergottesdienst Bremen
25.—28.	„	Evangelischer Bund Görlitz
21.—26.	„	Kongreß für Innere Mission Hamburg

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 6. Lothringen — Das Motu proprio „Quantavis diligentia" in der Schweiz — Die Evangelisch-lutherische Kirche in Rußland (Schluß) — Verschiedenes: Pathologisch? Keine Religionsfreiheit; Reservatio mentalis im preußischen Kultusministerium; Tamen olet; Personalien

Nr. 7. Die römische Kirche in Frankreich von 1910 bis Herbst 1912 — Aus Norwegen — Verschiedenes: Ein zweiter Bruno Bauer; Das System Voigts; Die Hamburger Formulare; Aus Baden; Kirchliches Frauenstimmrecht; Die Wirksamkeit Jathos; Konfirmation und Apostolikum.

Nr. 8. Antwort des preußischen Oberkirchenrats auf Kundgebung landeskirchlicher Geistlicher im Fall Traub — Die römische Kirche in Frankreich von 1910 bis Herbst 1912 (Schluß) — Verschiedenes: Die Mönchsrepublik auf dem Berge Athos; Katholische Kirche und Feuerbestattung; Ein Dreiklang; Ein Kniebeugungsprozeß in Spanien

Nr. 9. Belgien 1911 und 1912 — Kirchenregiment und theologischer Fortschritt — Westpreußen. Juli bis Dezember 1912 — Ein neuer Katechismus in Mecklenburg — Das Duell — Verschiedenes: Ein Taufformular ohne Apostolikum; Gegen die Frauenemanzipation; Religionsunterricht an Dissidentenkinder.

Akademisch gebildeter Lehrer, (Badeort Nähe Bonn) nimmt zur **Miterziehung** seiner 7 jährigen Tochter ein **Mädchen** in gute Pflege. Höhere Schulen am Platze. Offerten unter **H. L.** an den Verlag erbeten.

Ma fille, 18 ans, ayant son brevet d'institutrice français, bonne éducation, désirerait aller dans famille allemande comme **institutrice** ou **demoiselle de compagnie.** Référence par Monsieur le Pasteur Cheureux à Balan-Sedan. **Ch. Poirier,** Gérant de l'Agence du Crédit Lyonnais, **Givet** (Ardennes).

Warum bleiben wir in der Kirche? v. Geyer u. Rittelmeyer, (80 Pfg.) soeben erschienen. In Kürze erscheint: **Der Nürnberger Kirchenstreit** anläßlich der Nichtbestätigung v. Lic. Dr. Rittelmeyer auf die erste Pfarrstelle bei St. Lorenz. (1 Mk.)
H. Kerler, Verlags-Conto Ulm

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt

Die **Pfarrstelle** an der **deutsch evangelischen St. Paulsgemeinde in London** soll im Laufe des Sommers mit einem entschieden gläubigen, womöglich verheirateten deutschen Theologen wieder besetzt werden. Gehalt steigt von Pfund 250 durch jährliche Zulage von Pfund 25 bis Pfund 300. Die Gemeinde ist an die Landeskirche der älteren preußischen Provinzen angeschlossen. Meldungen, bezw. Anfragen **schleunigst** (spätestens 10. IV.) an **Herrn Pastor H. Deicke, 3 Goulston Street, Aldgate, London, E. (England).**

Karl Schwarz-Stiftung

Der Termin für Ablieferung der Preisarbeiten über das für 1913 ausgeschriebene Thema wird auf 31. März 1914 verschoben.
Gotha, den 1. März 1913. **D. Oskar Müller**

Die **3. Pfarrstelle an der Melanchthonkirche** ist baldigst zu besetzen. Besoldung außer 1500 Mk. Mietsentschädigung Mk. 3000—7000, von 3 zu 3 Jahren um 500 Mk. steigend. Bewerbungen bis 20. März an **Pfarrer Steiniger**, S. 59, Freiligrathstraße 14.

Berlin, 26. Februar 1913

Gemeindekirchenrat der Melanchthonkirchgemeinde

Die **Diakonatstelle** zu **St. Sylvester** hierselbst ist baldmöglichst neu zu besetzen. Das Einkommen regelt sich nach dem Gesetze vom 26. Mai 1909. Das Grundgehalt beträgt 2400 Mk. neben einer Zulage von 600 Mk.

Geistliche, die sich auf dem Gebiete der neuzeitlichen Jugendpflege bewährt haben, erhalten den Vorzug.

Meldungen bis zum 20. März. Persönliche Vorstellung nur auf Wunsch.

Wernigerode,
den 24. Februar 1913

Der Magistrat

Ein **gebildetes kinderloses Ehepaar** (vermögend) wünscht ein evangelisches Mädchen, am liebsten Vollwaise, im Alter von mindestens $2^1/_2$ bis 3 Jahren und höchstens $4^1/_2$ Jahren als Kind anzunehmen. — Alles Nähere durch **Pfarrer Emme, Bad Ems.**

Schöne Festgeschenke, auch für vorgeschrittene Confirmanden sind: Geyer, Ewige Freude, geb. 4 Mk.; Rittelmeyer, Jesus, geb. $2^1/_2$ Mk.; Geyer-Rittelmeyer, Gott u. die Seele, geb. $7^1/_2$ Mk.; Geyer-Rittelmeyer, Leben a. Gott, geb. $7^1/_2$ Mk.; Olschewski, Jesus und Du, geb. 4 Mk.

H. Kerler Verlags-Conto, Ulm

Hauswirtschaftliches Pensionat

Gründliche Ausbildung in allen Zweigen des Hauswesens und der Küche unter direkter Leitung der Hausfrau. Gute, gesellige Formen. Herzliches Familienleben. Die Großstadt bietet Gelegenheit zu jeder Art Unterricht. (Empfohlen durch Herrn Professor D. Dr. Gunkel in Gießen und Herrn Pastor Lic. Hans Schmidt in Breslau).

Frau Käthe Gießel, Magdeburg, Pappelallee 21

Dr. Conrad's Andachtsbücher:

Worte des Lebens. 90.—95. Tausend.
Trost und Kraft. Soeben erschien 21.—30. Tausend.
Auf holzfr. Papier gut geb. je Mk. 1.80, m. Goldschnitt Mk. 3.—.

Fest und treu. **Wehr und Waffe für die konfirmierte Jugend.**
120. Tausend. 10 Pf. 100 Ex. Mk. 9.—.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W. 9

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Zeitschrift für Theologie und Kirche

Von **Johannes Gottschick** begründet

Organ für systematische und prinzipielle Theologie

In Verbindung mit
Beth, Eck, Häring, Harnack, J. Kaftan, Kattenbusch, Lobstein, Loofs, E. W. Mayer, Mezger, R. Otto, O. Ritschl, Scheel, von Schultheß-Rechberg, M. Schulze, Sell, Steinmann, Stephan, Thieme, Titius, F. Traub, Troeltsch, J. Wendland, Wendt, Wobbermin

herausgegeben von

D. W. Herrmann und **D. M. Rade**
Professoren der Theologie in Marburg

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1913.

Erstes Heft:

Häring: Zum Gedächtnis an Martin Kähler.
Wernle: Zu Troeltsch's Soziallehren: 3. Das Luthertum; 4. Der Calvinismus; 5. Sekte und Spiritualismus auf protestantischem Boden.

Zweites Heft:

Bornemann: Die Persönlichkeit Gottes.
Voelter: Wichern und Schleiermacher.
Mayer: Zeitschrift für Religionspsychologie.

Jährlich 6 Hefte. Abonnementspreis im Inlande Mk. 6.—

Preis: EINE Mk. 80 Pfg.

Der Verleger bittet diejenigen Leser der „Christlichen Welt", die Paul Rohrbachs Buch vom **„Deutschen Gedanken in der Welt"** noch nicht gelesen haben, sich dasselbe zur Prüfung in einer der besseren Buchhandlungen **zwanglos** vorlegen zu lassen. Man wird für diese Anregung dankbar sein.

PROSPEKT frei von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf.

D. Fr. Lahusen:

Neu. Die Tafeln von Sinai im Lichte Jesu. Predigten über die zehn Gebote. Geh. 2 M. Lederband mit Goldschn. 4 M. Diese Predigten gebe man auch vielen jungen Leuten in die Hand.
Das apostolische Glaubensbekenntnis für unsere Zeit der Gemeinde ausgelegt. 2. Auflage. Gebunden 3 M.
Er wohnte unter uns. Predigten aus dem Leben Jesu. 3. Auflage. Gebunden 3 M.
Das Evangelium des Paulus, des Apostels Jesu Christi. Predigten. 2. Auflage. Gebunden 4 M.
Sola fide, Allein durch den Glauben. Predigt. Achtes Tausend. 20 Pfg.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W. 9

Einbanddecken zur Christlichen Welt

sind für jeden Jahrgang in zwei Ausführungen zu haben: die alte, bisher geführte (Renaissancestil) und eine schlichte neue. Der Preis ist für beide gleich, je 1,60 Mk. Wir bitten bei Bestellungen genau anzugeben, ob die alte oder neue Einbanddecke gewünscht wird, und für welchen Jahrgang.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 1.90 Mk. vom

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.
Versicherungsbestand 425 291 963 M. Vermögensbestand 158 325 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 350 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck

Bad Blankenburg-Thüringerwald
Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz- und Frauenkrankheiten, Abhärtung, Erholung usw.
Besitzer Sanitätsrat Dr. med. Wiedeburg

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.